

Monatshefte

der

Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.

Sechster Band.

Erstes und zweites Heft.

Januar—Februar 1897.

Berlin 1897.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung

Hermann Heyfelder.

SW. Schönebergerstrasse 26.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post **jährlich 10 Mark.**

Inhalt

des ersten und zweiten Heftes 1897.

Zuschriften bitten wir an den Vorsitzenden der C.G., Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller, Berlin W.-Charlottenburg, Berliner Str. 22 zu richten.

Die Monatshefte der C.G. erscheinen **monatlich** (mit Ausnahme des Juli und August). Die Ausgabe von **Doppelheften** bleibt vorbehalten. Der Gesamtumfang beträgt vorläufig 20—25 Bogen.

Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre **Jahresbeiträge;** falls die Zahlung der letzteren bis zum 1. Juli nicht erfolgt ist, ist die Geschäftstelle zur Erhebung durch Postauftrag unter Zuschlag von 60 Pf. Postgebühren berechtigt. — Einzelne Hefte kosten 1 Mk. 25 Pf.

Jahresbeiträge, sowie einmalige und ausserordentliche Zuwendungen bitten wir an das **Bankhaus Molenaar & Co., Berlin C. 2, Burgstrasse** zu senden.

Bestellungen übernehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postämter — Postzeitungsliste Nr. 4296[b] — und die Geschäftstelle der Comenius-Gesellschaft, Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller.**

Monatshefte

der

Comenius-Gesellschaft.

VI. Band. 1897. Heft 1 u. 2.

Des Comenius Schrift „Eins ist not!“ (Unum necessarium).

Von

Prediger **Seeger** in Neuheide (Westpreussen).

Es ist verwunderlich, dass Comenius' letzte Schrift, sein „Unum necessarium“, des grossen Brüder-Bischofs Vermächtnis, wie man sie nach seinem eigenen Ausspruch genannt hat, so wenig bekannt ist. Sie wird so oft als ein ausgezeichnetes Werk gepriesen, aber gelesen wird sie nicht, und das wenige, das von ihr bekannt ist, beschränkt sich gewöhnlich auf einige Auszüge aus dem letzten Kapitel, das ja auch unbestreitbar das schönste ist.

Kleinert urteilt über dasselbe: . . . „Es sichert ihm (Comenius) für alle Zeiten den ersten Platz unter den Klassikern der christlichen Lehrweisheit, und Gustav Baur nennt es eine rührend schöne Schrift. Auch auf Bayle scheint die Einfalt und der Geist herzlich innigen Glaubens, der uns aus dem Büchlein entgegenweht, einigen Eindruck gemacht zu haben. In seinem „dictionnaire“ wagt er doch nicht, dasselbe mit der Lauge des Spottes zu begiessen oder mit einer beissenden Bemerkung zu glossieren. Selbst ein Mann wie Adelung, der es für gut befunden hat, in seiner Geschichte der menschlichen Narrheit auch Comenius einen Platz anzuweisen, schreibt über das „unicum necessarium“: . . . ‚er schrieb noch zuletzt sein unum necessarium‘ — so citiert er es — ‚ein ganz gutes und andächtiges Buch, dessen Inhalt er früher hätte beherzigen sollen‘.

Dass das Werkchen so unbekannt ist, mag seinen Grund in dem seltenen Vorkommen desselben haben.

Zum ersten Mal erschien es im Jahre 1668 (die Unterschrift der Widmungsvorrede hat als Datum den 1. März 1668) in Amsterdam in 12°, zwanzig Jahre später, 1688, erlebte es in demselben Orte eine zweite Auflage, ebenfalls in 12°, gewiss ein Zeichen, dass man die kleine, herrliche Schrift des grossen Mannes gerne las. Zum dritten Male wurde es im Jahre 1724 in Leipzig bei Benj. Walther gedruckt. Diese Ausgabe ist es auch (in der Königl. Bibliothek in Berlin vorhanden), die mir vorgelegen hat. 1725 erschien in Leipzig auch eine deutsche Übersetzung unter dem Titel „Das einige Notwendige“. Seitdem ist es meines Wissens (der Aufsatz von Palacky in der Prager Musealzeitschrift 1829 war mir nicht zugänglich) weder neu herausgegeben, noch übersetzt worden; jedoch ist jetzt eine neue deutsche Übersetzung in Vorbereitung. Adelung citiert nur die Ausgaben von 1668, 1688 und 1725, die von 1724 scheint er nicht zu kennen.

Übrigens wäre es ja erklärlich, wenn die Ausgaben von 1724 und 1725 die letzten gewesen wären. Bayles abfälliger Artikel beherrschte das Urteil des vorigen Jahrhunderts über Comenius, und ausserdem war die Zeit des Rationalismus. Dieser wusste naturgemäss mit einer Schrift, wie die unserige, nicht viel anzufangen. Comenius Name geriet in Vergessenheit und mit ihm sein Testament. Erst in unserm Jahrhundert hat man wieder seinen Namen zu Ehren gebracht und auch wieder mehr auf die letzte Schrift hingewiesen, die der Feder des Greises entflossen ist. Comenius selbst urteilt über sie: „Ich wollte meines Herrn Beispiel folgen, der auf der Hochzeit zu Cana den besten Wein bis zuletzt aufsparte, sodass also meine letzte Gabe besser werden sollte, als die erste. Ich hoffe, die klugen Speisemeister werden nicht ausbleiben, die die Verwandlung des Wassers in Wein richtig beurteilen werden.“

Als er endlich nach einem Leben, das er „ein Wandern, ein ruheloses, fortwährendes Umhergeworfenwerden“ nennt, in Hollands Hauptstadt bei Lorenz van Geer ein Asyl fand (1656), bereitete ihm der Rat der Stadt eine ehrenvolle Aufnahme; denn er hoffte auf eine fördernde Lehrthätigkeit seinerseits. Aber Comenius hatte nicht mehr Lust, sich mit didaktischen Studien zu beschäftigen, nur auf den Wunsch seiner Freunde gab er 1657 seine „Opera didactica omnia“ heraus. Seine zahlreichen Schriften, die

seinem Amsterdamer Aufenthalt entstammen, bewegen sich mehr auf dem Gebiete der Theologie, der er von Haus aus angehörte. Nach der zweimaligen Herausgabe der „Göttlichen Offenbarungen“ (1663 und 1665), die ihm viel Anfeindungen und Spott eintrugen, zog er sich mehr und mehr zurück, und der Wunsch stieg in ihm auf, „aus des Lebens tausend Labyrinthen hinauszukommen, seine Geschäfte zu ordnen und abzuschliessen“. Das Ende der Welt in Bälde erwartend, hielt er es für seine Pflicht, der „in unzähligen Labyrinthen umherirrenden Welt den Ariadnefaden in die Hand zu geben, an dem sie sich hinausretten konnte“. Die Dienelust des treuen Jüngers Christi, der Wunsch, seinen Mitmenschen und Brüdern zu helfen, ist es, was ihn treibt, sein „unum necessarium“ zu schreiben.

„Das Eine, was not ist zu wissen, was not ist im Leben, im Tode und nach dem Tode, was der von den unnötigen Dingen der Welt ermüdete und sich zu dem Einen, was not ist, zurückziehende Greis Jo. Amos Comenius, seines Alters im 77. Jahr, der Welt zur Erwägung darbietet“, so lautet der nach der Sitte der damaligen Zeit langathmige Titel des Werkchens. Darunter steht ein Citat aus Terenz: Für alles werden wir mit dem Alter verständiger.

In 10 Kapiteln und einem kurzen Anhange behandelt Comenius sein Thema.

Worin besteht das Glück? So fragt Comenius am Anfang des ersten Kapitels, und er antwortet: In dem hellen Licht der Einsicht, in einer glücklichen Reihenfolge der Handlungen, um Werke von Bestand zu schaffen und drittens in dem sicheren Genusse der Güter zur wahren Sättigung und Ruhe des Geistes. Aber in dem Glück des Menschen liegt schon sein Unglück. Der Intellekt bringt ihm Irrtum, sein Handeln ist dem Schwanken unterworfen, der Genuss lässt sich nicht sättigen. So geht es seit Adams Fall. Wers nicht glauben will, der lese nur den Prediger Salomo nach. Wie ein Salomo, so dachten die Griechen auch. Die Sagen von dem Labyrinth, dem man nur mit Hilfe des Ariadnefadens entrinnen kann, von Sisyphus, der unablässig seinen Stein bergaufwärts wälzt, und von den Qualen des Tantalus haben einen tiefen Sinn und sind ein Bild von den Verirrungen, dem fruchtlosen Bemühen, dem ewigen Durst des Menschengeschlechtes nach Besserem.

In eigenartiger, theosophischer Weise symbolisiert und christianisiert Comenius die heidnische Sage von dem Labyrinth. Minos ist ihm Gott selbst, Pasiphae ist sein Ebenbild, der Mensch, die von dem höllischen Stier, dem Satan, zum Ehebruch verführt, den Minotaurus, d. h. die Weisheit hervorbringt, eine Mischung göttlichen und menschlichen Samens. Von oben her ist sie wohlgestaltet und himmlisch und der Gottheit ähnlich; von unten her ist sie irdisch und missgestaltet und trägt den Stempel des Teuflischen. Um uns zu strafen, hat Gott die Welt, den Schauplatz der Weisheit, in ein Labyrinth umgewandelt, in dem wir nun umherirren. Aber dies grosse Labyrinth der Welt umfasst noch unzählige kleine, und jeder Mensch irrt in einem solchen umher.

In origineller Art deutet Comenius die griechischen Sagen auf das Leben des einzelnen, auf den Tod und den Zustand nach dem Tode. „Weh' dem", ruft er aus, „der vor seines Lebens Ende nicht den Ausgang aus dem Labyrinth der Welt gefunden; weh' dem, der im Sterben nicht weiss, wo er die Bürde seiner Sünde lassen soll, weh' dem, der nach seinem Tode sich zu einem Tantalusschmause, zu einem ewigen Hunger und Durst nach den Freuden des seligen Lebens, verurteilt sieht." Auch der Philosophie ist es nicht gelungen, für die elende Menschheit das Heilmittel zu finden, und Cartesius, dessen Philosophie ja damals in der Mode war, hat mit seinem Skepticismus die Welt nur um ein neues Labyrinth vermehrt.

Mit einem gewissen Pessimismus spricht er auch von der Erfolglosigkeit der Religion den Labyrinthen der Welt gegenüber. Weder Judentum noch Muhammedanismus haben den Ariadnefaden gefunden, ja auch das Christentum ist nicht im Stande gewesen, der Welt zu geben, was sie braucht. Das klingt seltsam aus dem Munde eines Mannes wie Comenius. Aber er hat ja nicht den evangelischen Glauben im Sinne, sondern das Christentum, wie es geworden ist, und er denkt dabei an die unheilvolle Spaltung in die zahlreichen Sekten und an den Katholicismus. Gegen den letzteren, dessen Unduldsamkeit ihm und seiner Brüderkirche so viel Schweres bereitet hatte, zu polemisieren, wäre hier der geeignete Platz gewesen. Aber nichts von heftiger Polemik! Ihm ist das ganze Gebäude des Katholicismus und sein kunstvoller Verwaltungsapparat weiter nichts als ein Labyrinth, nur weitläufiger als irgend ein anderes. Mehr sagt er nicht. Giebt es

keinen Ausweg aus allen diesen Labyrinthen? Dädalus fand das Mittel, und Gott sollte es nicht möglich sein, den irrenden Menschen den Ariadnefaden zu reichen? Nein! Gott hat es verheissen, er thut es auch.

Im 2. Kapitel untersucht Comenius die Grundursache alles menschlichen Übels, und diese ist nach seiner Ansicht die, dass die Menschen nicht das Wertvolle von dem Gemeinen, das Nötige von dem Unnötigen, das Nützliche von dem Unnützen und Schädlichen zu scheiden wissen. Das lehrt uns die ganze heilige Geschichte.

Darum kommt es vor allem darauf an (Kap. 3), die Kunst aller Künste zu lernen, die so leicht erscheint und doch so schwer ist, dass man das Nötige und Nützliche und nicht das Unnötige und Schädliche wählt. Denn „das Leben ist eine langsame Reise aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft und führt in immer neue und bisher noch unbekannte Gegenden, bringt uns mit immer neuen Personen und Sachen in Verbindung“. Da gilt es, sich für diese Reise nach einem Reisebegleiter und Ratgeber umzusehen. Diesen zeigt uns Christus in dem Sprüchlein: „Eins ist not!“ (Luc. 10, 42). Dem gegenüber suchen so viele das Heil in der Vielgeschäftigkeit. Man kann eine zwiefache Geschäftigkeit unterscheiden: die eine fängt viel an und macht sich viel Sorge wie Martha im Evangelium, die andere fängt nur das gerade Notwendige an, das aber betreibt sie mit Sorgfalt und Ernst. Das ist die Geschäftigkeit der Maria, die das gute Teil erwählt hat, das nicht von ihr genommen werden soll. Und das ist die Kunst, das Nötige von dem Unnötigen zu scheiden. Um aber aus der grossen Menge der unnötigen Dinge immer das gerade Notwendige, das Eine, was not ist, herauszufinden, muss man sich bei allem das wahre Endziel, den wahren Endzweck und die rechten Mittel überlegen. Ist dieses drei bei einem Ding gefunden, dann wird es auch wirklich nötig sein. So ist es auch mit den Gütern des Lebens. „Wer nicht nach Unnötigem trachtet, von dem, was ihm nötig erscheint, nicht zu viel auf einmal sich vornimmt, und mit dem sich begnügt, was die Gegenwart darbietet, der wird nicht so leicht über getäuschte Hoffnungen zu klagen haben.“

Was ist also der Ariadnefaden, der aus dem Weltlabyrinth hinausführt? Es ist die Einfachheit, deren sich auch Christus in

seinem Erdenleben befleissigt hat. Sie ist auch zugleich die einfachste Lebensphilosophie und der Weg zur wahren Glückseligkeit und zur ewigen Seligkeit.

Den Sinn und den geheimnisvollen Brauch dieser Regel Christi von der Einfachheit erklärt Comenius im 5. Kapitel.

Was braucht denn der Mensch? Antwort: Zuerst und vor allem sich selbst! Als ein „Mikrokosmos“, ja als „ein Gott im Kleinen“ muss er sich selbst kennen, sich selbst beherrschen, sich selbst brauchen, sich selbst geniessen lernen. Er ist ein geschlossenes Ganzes, alles was zu seinem Wesen gehört, trägt er in sich. Was er braucht, ruht in ihm; auch sein Glück soll er nicht in den äusseren, mehr nebensächlichen Dingen suchen, sondern in sich selbst. Alles Gute jedoch, das in ihm liegt, entspringt nicht aus ihm selbst, sondern aus der Ebenbildlichkeit Gottes. — Wie Gott über das Universum, so soll der Mensch über die Welt, die er ihm gegeben hat, herrschen; zuerst aber muss er sich selbst zu beherrschen gelernt haben. Seine Kräfte soll er gebrauchen und so die Welt sich unterthänig machen. Dann kommt er auch zu einem rechten Genusse seiner selbst und des Lebens.

Und wie kommt man dahin? Wenn man mit Fleiss das beachtet, was Leben und Gesundheit stärkt. Also gesunde Lebensweise! Sie gehört für uns auch zu dem Einen, was not ist. Ein anderes Hilfsmittel hiebei ist das, dass man nur das Wissenswerte den Sinnen nahe bringt, dass man den Menschen gewöhnt, sich stets von allem Unerlaubten fern zu halten und mit Wenigem sich genügen zu lassen, dass man ihn aber die Kunst lehrt, wahrhaft in Gott reich zu sein. Die Befolgung dieser Regel Christi bringt nicht bloss Ehre bei den Menschen, sondern sie ist auch der sicherste Weg, „die Gunst dessen zu gewinnen, der über allem ist, Gottes“.

Im Folgenden giebt Comenius dann für die einzelnen Altersstufen Regeln über das Eine, was not ist; denn nicht frühe genug kann man anfangen, den Leuten den rechten Weg zu zeigen. In diesen kurzen praktischen Regeln offenbart Comenius sein grosses pädagogisches Geschick und seine von tiefem, innigem Glauben durchdrungene Persönlichkeit. „Brich den Willen des Knaben lieber, als dass du ihn langsam besserst, damit nicht das Böse in ihm erstarkt“, ruft er den Erziehern zu. Immer auf Christum schauen, als auf das Ideal aller Vollkommenheit, rät er den Jüng-

lingen, damit sie ihren Weg unsträflich gehen. Alle Altersklassen aber sollen sich den Tod vor Augen halten, damit er sie nicht unvermutet treffe.

Was braucht der Mensch weiter? fragt Comenius im 6. Kapitel. Weisheit! ist die Antwort. Weisheit der Erscheinungswelt, den Menschen und Gott gegenüber, oder wie er sagt, der Philosophie, der Politik und der Religion gegenüber.

Zu dieser Weisheit führen drei Wege: ein gesunder Sinn, die Welt und die Bibel; in diesen drei Gottesbüchern ist alles Wissenswerte enthalten. Der Philosophie erkennt Comenius (nach Gottes Willen) die geistige Herrschaft über die Dinge der Erscheinungswelt zu; die Politik hat den Verkehr der Menschen unter einander zu erleichtern; das Wesen der Religion besteht in dem Glauben des Menschen an Gottes Offenbarungen, in dem Gehorsam gegen seine Gebote und in dem festen Vertrauen auf seine Verheissungen.

Aber diese drei Wege immer richtig innezuhalten, ist nicht leicht. Bei der Beschäftigung mit den Dingen der Erscheinungswelt sind die Menschen in unzählige Labyrinthe geraten. Man denke nur an die Unmasse der Bücher, die alle ihre eigene Meinung haben wollen. Wie schwer ists da, sich hinauszufinden. Interessant und beherzigenswert ist das, was Comenius an dieser Stelle über rechtes und fruchtbringendes Lesen und Studieren sagt. Daran schliesst er eine ganz ausgezeichnete Besprechung der Bibel, „des Briefes Gottes an die Menschheit“, was sie uns sein soll, und wie man sie zu lesen hat.

In Kapitel 7 behandelt Comenius den Verkehr der Menschen unter einander (die Politik) und fragt, was ein Land braucht. Eintracht braucht es, „das Bindemittel der Geister“. Diese kann man nur erhalten durch Freiheit. **Omnia sponte fluant, absit violentia rebus!** Knechtschaft und Vergewaltigung entspricht nicht der menschlichen Natur. Ihre Mitgift ist Freiheit; „Freiheit ist der Abglanz des göttlichen Bildes in uns“. Da aber Freiheit leicht in Frechheit und Zügellosigkeit übergeht, so brauchen wir eine Obrigkeit als Hüterin der die Ausschreitungen hindernden Gesetze. Aber ein Blick auf die realen menschlichen Verhältnisse belehrt uns auch hier über das Vorhandensein vieler Labyrinthe, als da sind die Vielheit der Regenten, die Unzahl der Gesetze, die Unmenge der Richter, von denen jeder die Gesetze anders

auslegt und keiner ein Buch schreiben kann, ohne den bedauernswerten Leser durch ein Heer von gegnerischen Ansichten hindurchzuquälen, ferner die eitle Titelsucht und der übergrosse Wert, der auf das Äussere gelegt wird, die selbstsüchtige nur an sich denkende Rücksichtslosigkeit und endlich die Verschiedenheit der Regierungsformen. Dabei kommt Comenius auf die Frage nach der besten Staatsform zu sprechen. Er entscheidet sie nicht, sondern hilft sich mit dem Wort: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Nur soll man die Ordnung, die einmal eingerichtet ist, nicht umstürzen. Den Fürsten aber — das „unum necessarium“ ist dem Pfalzgrafen Ruprecht gewidmet — hält er in einem vortrefflichen Regentenspiegel die schwere Verantwortlichkeit ihres hohen Amtes in kurzen, aber vielsagenden Sätzen vor.

Wo wir hinsehen, ist ein Labyrinth. Auch die Religion (Kap. 8) ist ein solches. Nur ein Mittel hilft: die Regel Christi von dem Einen, was not ist, Christo nachfolgen! Wer ihm nachfolgt, ist ein Christ, und seine Nachfolger führt Christus — nun kommt ein eigentümlicher Ausdruck — zur Vergottung. „Er, der aus Gott einen Menschen machte, machte aus Menschen wiederum Götter“. Den Gläubigen aber schreibt Comenius für ihren Verkehr unter einander die goldene Regel vor: In allem, was not ist, Einigkeit halten, in den Mitteldingen sich Freiheit bewahren, in allen Dingen aber und gegen alle sich der Liebe befleissigen. Nur aus der Nichtbefolgung dieser Regel entstehen die vielen Labyrinthe der Welt und auch der Religion. Man sehe nur die Theologie an. Vortrefflich weiss sie Comenius zu schildern. Mit herbem Spott, aber auch mit Thränen des Schmerzes spricht er über den Zustand der Theologie. Und was er darüber sagt, kann zum Teil noch heute gelten. „Die Schrift aus der Schrift zu erklären“, sagt er u. a., „ist unmodern geworden, dazu braucht man jetzt eine Unzahl von Gelehrten oder, wie es jetzt Mode wird, Cartesius“, auf den er augenscheinlich nicht gut zu sprechen ist. Und ist der junge Student auf der Universität, so hört er wenig von Gottes Wort und von dem Einen, was not ist. „Davon bekommt so ein armer zukünftiger Pfarrer nichts zu hören.“ Mit 600 Professoren muss er sich abgeben, und das stürzt ihn natürlich nur in Labyrinthe. Aber davon wird er nicht satt.“ „Wie viele gehen ins Amt“, klagt er weiter, „und sind nicht gesendet. Wie viele halten sich für berufen und sind es nicht!“

Wie anders wäre es doch (Kap. 9) in allen menschlichen Verhältnissen, wollte die Welt Christi Regel beachten in Leben und Sitte. Einzelne Weise sind ihr darin vorangegangen, aber sie will ja nicht hören. „Nun gut“, sagt Comenius, „wer ohne Ende sich mit dem Unnötigen beschäftigen will, der soll auch ohn’ Ende dessen entbehren, was not ist.“ Wohin soll man fliehen aus dieser verkehrten, nur dem Eitlen nachjagenden Welt? Machs wie Maria, die sich zu Jesu Füssen setzte und das Eine erwählte, was not war.

Im 10. und letzten Kapitel legt Comenius ein Bekenntnis über sein eigenes Leben ab. Er steht vor den Thoren der Ewigkeit. Da sieht er auf seinen Lebensweg zurück und betrachtet, was er gethan, von dem Standpunkt des Einen, was not ist; auch von den „eigenen Irrwegen“ will er berichten und das zu bessern suchen, worin er gefehlt hat.

Es ist rührend und erhebend, mit welcher Bescheidenheit und Demut dieser Mann, dessen Lebenselement rastlose Thätigkeit war, dessen Name wohl zu den am meisten geachteten und gefeierten seiner Zeit gehörte, um den Fürsten sich bewarben, von seinem Wirken und seinen Erfolgen redet. Dieses Kapitel ist die Perle des ganzen Werkchens, und gerne möchte ich es ganz hierhersetzen; aber der Raum fehlt. Nur einiges möchte ich hier anführen, auch auf die Gefahr hin, dass es bekannt sein sollte.

„Ich danke meinem Gott“, sagt er, „dass er mich mein ganzes Leben hindurch einen Mann der Sehnsucht hat sein lassen. Wenn er es auch zuliess, dass ich mich dadurch in manche Labyrinthe verirrte, so hat er aber doch geholfen, dass ich mich aus den meisten hinausarbeitete, und er führt mich selbst an seiner Hand zu der Aussicht auf die selige Ruhe. Die Sehnsucht nach dem Guten, in welcher Gestalt auch sie im Menschenherzen still wächst, ist immer ein Bächlein, das aus dem Quell alles Guten, aus Gott, hervorsprudelt. Wenn ich mein Thun überschaue, so ist es das Treiben einer geschäftigen Martha gewesen (freilich im Dienst des Herrn und seiner Jünger aus Liebe zu ihm) oder ein steter Wechsel von Wandern und Ruhe. Jetzt aber sitze ich, das ist mein fester Vorsatz, mit Maria zu des Herrn Füssen und rufe jubelnden Herzens: Das ist meine Freude, dass ich mich zu Gott halte.“

Seine pädagogischen Bestrebungen fasst er zusammen als die Bemühungen, „die Schule und die Jugend von ihren beschwerlichen Labyrinthen zu befreien", und er dankt Gott, dass er ihm diese Liebe zu seinen Lämmlein ins Herz gelegt hat. Freilich ein Labyrinth ist ihm diese pädagogische Beschäftigung auch gewesen, hat sie ihm doch auch viel Anfeindungen bereitet. Aber er hat gearbeitet „aus Liebe zu Ihm", sonst müsste er jede Stunde verfluchen, die er damit verbracht und nicht für das Eine verwendet hätte, was not ist. Dann gedenkt er seiner Bemühungen, die Evangelischen unter einander zu versöhnen. Es war eine Arbeit ohne Erfolg, klagt er, aber hoffnungsfreudig setzt er doch hinzu: „Aber Früchte wird sie doch noch zeitigen; denn man muss Gott mehr gehorchen, als den Menschen."

Aus diesen Unionsgedanken leitet Comenius auch seine pansophischen Arbeiten ab. Da seine Versöhnungsversuche erfolglos blieben, wollte er für den ganzen kranken Körper der Christenheit ein Universalmittel bereiten. Nach einer Bemerkung an einer anderen Stelle (S. 146) soll seine Pansophia christiana eine fortlaufende Tafel alles dessen sein, was der Mensch braucht. „Wenn eine gottgefällige Sehnsucht nach den Dingen dieses oder des zukünftigen Lebens im Herzen sich regt, so soll sie (die Pansophie) die Mittel und ihre Anwendung zeigen, wie man den rechten Weg finden und das Ziel stets erreichen kann." Seine ganze Kraft stellt er in den Dienst der Menschheit, er fühlt es als seine Pflicht, mit seinen Gaben den Menschen zu dienen.

Ein anderes ungewöhnliches Labyrinth nennt er die Herausgabe der „göttlichen Offenbarungen" (das bekannte lux in tenebris 1663 und 1665). Auch jetzt noch hat er sich nicht, trotzdem Drabik als Schwindler und Betrüger entlarvt und als solcher in Pressburg gerichtet war, von seiner Vorliebe für Drabiks Prophezeiungen losgemacht; seine chiliastischen Hoffnungen wurzelten zu tief in ihm. Er lässt seine Stellung unbestimmt, er erklärt sich weder offen für noch gegen die Offenbarungen und beantwortet den Einwurf, dass ja Drabiks Weissagungen nicht alle eingetroffen sind, mit der Hinweisung auf die Geschichte des Propheten Jona, der doch ein Prophet war, obwohl seine Drohung sich nicht an Ninive erfüllte.

„Was soll ich nun beginnen", fragt Comenius, „nachdem ich mich Zeit meines Lebens mit so viel vergeblichen Arbeiten er-

müdet habe? Gott will ich die Entscheidung über Leben und Tod anheimstellen, mit geschlossenem Auge ihm folgen, wohin er mich führt.“ Den Hafen hat er ja erreicht, er hat Christum gefunden. Dieses Eine, was not ist, nun auch noch den andern zu zeigen, ist die letzte Aufgabe seines Lebens. Christum gewinnen, das ist sein Testament, seine Hinterlassenschaft an seine Kinder, an seine geliebte Brüderkirche, an die Welt.

Je mehr Comenius dem Ende zueilt, um so mehr erhebt sich seine Sprache. Bald wird seine Rede zum Dank- und Bittgebet, dann wieder redet er in weissagenden Worten wie ein sterbender Prophet. Er bekennt, dass er in seinem Leben oft geirrt hat und in Labyrinthen umhergewandert sei, aber er klagt nicht über ein verfehltes Leben. Nein, er freut sich, dass er seine Gaben, seine Kraft in den Dienst einer guten Sache zu Nutz und Frommen anderer hat stellen dürfen, und dass Gott zu seinem Wollen auch das Vollbringen gegeben hat, wenn er auch wiederum voller Demut bekennen muss: „Ich bin ein unnützer Knecht, Herr, habe Geduld mit mir“.

Als Schluss seines Werkchens giebt Comenius noch einen kurzen Anhang. Er kehrt den Spruch: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch an seiner Seele Schaden, um und sagt: Was schadet es ihm, so er alles verliert und gewinnt doch seine Seele. Das ist doch die Hauptsache. Darum fasst er auch seine in einem langen, schweren und entsagungsvollen Leben erworbene Lebensweisheit in die kurzen Regeln zusammen:

1. Beschwere dich nicht mit Dingen, die du nicht brauchst, begnüge dich mit Wenigem, das zur Bequemlichkeit dient, und lobe Gott.
2. Kannst du keine Bequemlichkeiten haben, so sei zufrieden allein mit dem, was du brauchst.
3. Wird dir auch das genommen, so denke daran, dich selbst zu erhalten.
4. Kannst du auch das nicht, so lass deinen Leib fahren; nur Gott darfst du nicht verlieren.

Das ist der Inhalt seines „Testamentes“.

Hätte Comenius das „unum necessarium“ nicht geschrieben, wir würden es vermissen, der Schlussstein an dem Gebäude seiner litterarischen Thätigkeit würde fehlen.

Abgesehen davon, dass er selbst uns, wenn auch in grossen Zügen, einen Überblick über sein Leben und Wirken giebt und die eigene Beurteilung einiger seiner Werke und Bestrebungen hinzufügt, so vervollständigt das „unum necessarium“ das Charakterbild des grossen Mannes.

Wie lebend tritt uns die ehrwürdige Greisengestalt des letzten Bischofs der älteren Brüdergemeine in dem „unum necessarium“ vor das Auge, wir sehen das reine, ungetrübte Bild eines wahrhaft edlen, christlichen Charakters.

Und darin liegt auch die Bedeutung dieses Schriftchens für die Gegenwart. Wenn auch in manchen Einzelheiten, in seinem Ganzen ist es noch nicht veraltet; denn wahrhaft grosse Charaktere veralten nicht.

Und mit seinem einfachen, kindlich-herzlichen Glauben, mit seiner aus christlichem Geiste geborenen Lebensweisheit ist es zugleich ein lauter Protest gegen manche materialistischen und realistischen Tendenzen der heutigen Zeit und als solcher von nicht zu unterschätzendem Wert.

Joseph Arthur Graf von Gobineau.
(1816—1882.)

Von

Dr. **G. Wittmer** in Altmorschen b. Kassel.

So sehr sich auch die modernen Völker in Folge des gewaltigen Aufschwungs, den unser Verkehrswesen genommen, äusserlich einander genähert haben, so kann man doch das Gleiche nicht vom geistigen Verkehr sagen, hauptsächlich in Folge des Umstandes, dass wir keine gelehrte Weltsprache haben, wie sie das Mittelalter in der lateinischen Sprache besass. So kommt es, dass bedeutende Litteraturwerke, welche bei dem einen Volke erscheinen, oft erst nach einem halben Jahrhundert oder noch später bei dem anderen bekannt werden, wenn sie ihm nicht überhaupt ganz unbekannt bleiben.

Kommen nun noch politische Spannungen hinzu, wie zwischen uns und unseren westlichen Nachbarn, so wird die Scheidewand vollends unübersteiglich, sehr im Gegensatz zur Zeit eines Goethe, welcher nicht oft genug rühmen konnte, wie viel er in seinem Bildungsgang den Franzosen verdanke. So ist es denn auch gekommen, dass die Werke eines Gobineau bei uns in Deutschland so gut wie unbekannt geblieben sind, obwohl seine Bedeutung weit über die Grenzen Frankreichs hinausgeht. Wir Deutschen haben aber um so mehr Veranlassung, uns mit diesem seltenen Geist eingehender zu beschäftigen, als Gobineau deutsche Kunst und Wissenschaft hoch verehrte und in tiefster Seele selbst Germane war, wie er auch aus altgermanischem Stamme seine Herkunft ableitete.

Gerade dieser Umstand dürfte mit dazu beitragen, ein neues geistiges Band zwischen den beiden feindlichen Nachbarn zu bilden.

Wie Gobineau bei uns unbekannt blieb, so war er bei seinen eigenen Landsleuten in Vergessenheit geraten, hauptsächlich in Folge des Umstandes, dass er meist im Auslande lebte. Er teilte so das Schicksal vieler Grossen, deren Werke lange Zeit brauchen, bis sie Gemeingut der Menschheit werden.

Um nun die seinigen hier wie dort einzubürgern, hat sich in neuerer Zeit eine aus Angehörigen beider Länder bestehende

„Gobineau-Vereinigung“ gebildet, an deren Spitze Philipp Graf zu Eulenburg in Wien, Hans Paul Freiherr von Wolzogen in Bayreuth und Prof. Dr. Ludwig Schemann (Vevey) stehen, und die zunächst eine deutsche Ausgabe des grossen Hauptwerkes „Essai sur l’inégalité des races humaines“ in Aussicht genommen hat.

In seinem Memorandum über dieses Projekt bemerkt Ludwig Schemann u. a. folgendes:

„Während es einem kleinen, aber auserlesenen Kreise von Deutschen, Dank vornehmlich der warmen, unermüdlichen Propaganda Richard Wagners, seit Jahren aufgegangen ist, dass wir in dem Grafen Gobineau nicht nur eines der reichsten, universellsten Genies unserer Zeit im Allgemeinen, sondern auch einen Bahnbrecher und Pfadführer auf den wichtigsten Gebieten der Kulturgeschichte im Besonderen zu erblicken haben, ist er leider dem Gros unter unseren Landsleuten noch heutigen Tages kaum mehr als ein blosser Name, ja der Mehrzahl selbst als solcher unbekannt geblieben“ . . . .

„Wenn irgendwo an Gobineau schmachvoll gefrevelt worden ist, so ist es an diesem Hauptwerke seines Lebens gewesen. Es gehört durchaus zu den todtgeschwiegenen — insbesondere wird so leicht keiner der Vertreter der anthropologischen oder gar der historischen Fächer an unseren deutschen Hochschulen es kennen oder doch kennen wollen —; was indessen nicht verhindert hat, dass Dinge vorgegangen sind, die der vornehme, bescheidene Franzose selbst nicht umhin konnte, recht deutlich bei Namen zu nennen:

„„Cependant des écrivains, qui possident aujourd’hui une grande réputation, en ont fait entrer incognito, sans l’avouer, les principes et même des parties entières dans leurs oeuvres et en somme Fallmerayer n’a pas eu tort de dire qu’on s’en servait plus souvent et plus largement qu’on n’était disposé à en convenir““ . . . .

„Diesem Stande der Dinge“, so fährt Schemann fort, „muss einmal ein Ende gemacht werden. Am hellen Tage und vor aller Welt sind jene teils unterschlagenen, teils im Geheimen und wie Contrebande eingeführten Wahrheiten ihrem Urheber zurückzugeben und aus seinem Munde Jedem, der sie hören will, laut und vernehmlich kund thun zu lassen“ . . . . . . „Gobineau zuerst hat methodisch gelehrt und bewiesen, dass die Menschheit, dass Völker und Generationen, nicht nur als Forschungsobjekt des Anthropologen und Ethnologen, sondern gerade auch als das des Kulturhistorikers und Sozialethikers, vor Allem ein leiblicher Organismus sind, und dass alle grössten und kleinsten Leistungen des Menschengeistes, alle Vorzüge und Fehler der Nationen, dass jegliche Erhebung und jeglicher Sturz einer Zivilisation, kurz, dass alles und jedes moralische und geistige Moment in der Weltgeschichte

auf jenes Leibliche (Race) zurückzuführen und aus ihm zu erklären ist."

Ausführlich wiedergegeben ist der Inhalt dieses bedeutenden Werkes in einer Reihe von Aufsätzen, welche vor längerer Zeit in den „Bayreuther Blättern" und danach auch als selbständige Publikation unter dem Titel: „Die Religion des Mitleidens und die Ungleichheit der menschlichen Racen." Von Hans von Wolzogen. erschienen sind.[1])

Ohne hier näher auf den Inhalt eingehen zu können, verweisen wir den Leser auf diese Veröffentlichung und geben im Weiteren einige biographische Notizen über den Verfasser des Racenbuches.

Joseph Arthur Graf von Gobineau entstammte einem altnormännischen Geschlecht und wurde im Jahre 1816 zu Ville d'Avray geboren. Schon in jungen Jahren wurde er mit deutscher Sprache und Bildung vertraut, fühlte sich aber bald zu orientalischen Studien hingezogen, denen er zu Paris bis zum Jahre 1849 in ungestörter Musse oblag. Die frühzeitige Frucht dieser Studien war sein schon oben genanntes Hauptwerk (Paris 1855. 2. Aufl. 1884). Danach trat Gobineau in die diplomatische Laufbahn ein, die ihn nach mehrjährigem Vorbereitungsdienst endlich an die Stätte seiner Lieblingsstudien, nach Asien führte, wo wir ihn bis zum Jahre 1864 als französischen Gesandten in Persien finden. Hier entstanden die Werke „Histoire des Perses" (Paris 1869) und „Religions et philosophies dans l'Asie centrale" (Paris 1865). Daneben entstanden ethnographische und Reisewerke und die „Nouvelles Asiatiques" (1876). 1864 ward Gobineau als Gesandter nach Athen versetzt, woselbst seine reichen dichterischen und künstlerischen Anlagen vielfache Anregung fanden, 1868 in gleicher Eigenschaft nach Rio de Janeiro. Danach kehrte er im Jahre 1870 nach Frankreich zurück, wo er, soweit es die Unruhen des Krieges zuliessen, auf seinem Familienschloss Trye in der Normandie seiner Erholung lebte. 1872 kam er als Gesandter nach Stockholm und lebte nach seiner Verabschiedung im Jahre 1877 meist in Rom. Er starb am 13. Oktober 1882 in Turin, auf der Rückreise von Deutschland nach Rom. Ausser den bereits genannten Werken erschienen von ihm noch das über Keilinschriften „Traité des écritures cunéiformes" (Paris 1864), der spekulative Roman „Les Pléïades", sein Meisterwerk „La Renaissance. Scènes historiques" (Paris 1877) und sein grosses, nicht ganz vollendetes Heldengedicht „Amadis" (Paris 1887).

Im Jahre 1876 lernte Gobineau in Rom Richard Wagner kennen und blieb mit ihm bis zu seinem Tode in innigster Freundschaft verbunden. Wagner war es auch, welcher ihn zuerst in

---

[1]) Leipzig 1883. In Kommission bei Theodor Fritsch.

Deutschland eingeführt hat, wie das weiterhin auch durch die auf ihn bezüglichen Publikationen der „Bayreuther Blätter“ geschah. Auf diese müssen wir den Leser verweisen, denn es ist unmöglich, von Gobineau in Deutschland zu reden, ohne auf dessen Beziehungen zu Bayreuth zurückzukommen. Näheres über Leben und Werke desselben findet sich ausserdem in dem Aufsatz von H. P. von Wolzogen „Ein französischer Germane“ (Deutsches Wochenblatt 1894 Nr. 1), sowie in dem Lebensbild, welches L. Schemann seiner Übersetzung der „Nouvelles Asiatiques“ vorangeschickt hat (s. Heft 3103 und 3104 der Universal-Bibliothek von Ph. Reclam).

Hier wollen wir in Kürze nur auf das herrliche Werk „La Renaissance“ [2]) hinweisen.

Man malt sich das Zeitalter der Renaissance meistens in heiteren, lichten Farben aus; dabei vergisst man nur zu oft, dass sich damals hinter der Hülle der schönen Formen oft eine grosse Verworfenheit in moralischer Hinsicht verbarg. Im Gegensatz zu jener optimistisch gefärbten Auffassung zeigt uns Gobineau, mit dem durchdringenden Blick des Genius, die Renaissance in ihrer wahren Gestalt und gleichsam von innen. Dabei zeigt sich in diesen scheinbar lose an einander gereihten Scenen in hervorragender Weise sein eigentümliches Talent, verschwundene Zeiten in charakteristischer Weise wieder in’s Leben zu rufen, so dass man nicht mit Unrecht gesagt hat, ausser ihm habe sie nur ein Shakespeare in solcher Weise neu schaffen können.

Aber die entweihte Kunst fand damals auch die Kraft, sich über das schnöde Spiel, das man mit ihr trieb, zu erheben und jenen Aufschwung zu nehmen, vermöge dessen sie in fortschreitender Vertiefung nicht nur ein bloss äusserlicher Schmuck, sondern auch eine Bedingung der Erneuerung des Lebens selbst werden sollte. Und gerade das bildet den Schwerpunkt in Gobineaus Dichtung. Sein Michelangelo vor allem erhebt sich wie eine göttliche Lichterscheinung über dem hereinbrechenden Chaos. Gobineau wollte nicht einen Cyclus von selbständigen Dramen schreiben, sondern nur die Hauptmomente und die hervorragenden Persönlichkeiten in einem gross angelegten Zeitgemälde und gleichsam in einer Reihe von Fresken vor Augen führen.

„Im Einzelnen bringt“, so heisst es in dem erwähnten Lebensbild von L. Schemann, „Savonarola“ die Exposition, die allgemeine Einführung in das Renaissance-Zeitalter, und sodann, in der Gestalt Savonarolas, die Tragödie des einseitig moralischen Idealismus; „Cesare Borgia“, die gewaltige grauenhafte Tragödie eines Fürsten der Verbrecher; „Julius II.“, die Tragödie der heroischen Ungeduld. „Leo X.“ ist ein Zeitgemälde ohne eigentlichen Helden. Die

---

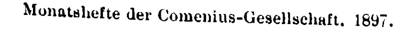
[2]) Paris. E. Plon & Cie. 1877.

Scenen aus der Künstlerwelt treten schon in diesen beiden letztgenannten Stücken immer bedeutsamer hervor, bis endlich im Schlussstücke „Michelangelo“ der Künstler, als der eigentliche Held des ganzen Werkes, ja der ganzen Zeit, alles andere riesengleich überwächst. So bildet die „Renaissance“ in poetischer Form, wie einerseits ein Strafgericht über ein verworfenes Zeitalter, so andererseits für alle Zeiten einen flammenden Protest gegen jeden lukullischen Missbrauch der Kunst, der, zumal im Bilde „Michelangelos“, die höchste Würde als ästhetischer, moralischer und religiöser Erzieherin des Einzelnen, wie der Völker vindiciert wird.“

Auch die von der Académie francaise preisgekrönte „Renaissance“ erschien zuerst und gleichfalls in meisterhafter Übersetzung von Prof. L. Schemann in den „Bayr. Blättern“, danach, in Buchform, in Reclams Universal-Bibliothek und wiederholt hat der Übersetzer darauf aufmerksam gemacht, dass sich diese Dichtung auch zu Vorlesungen höheren Stils besonders eigne. Eine Anweisung zu letzteren hat derselbe in der oben genannten Zeitschrift (1896 I/III) gleichfalls gegeben.

Da hier das dramatische Element berührt ist, so möge es gestattet sein, am Schlusse dieser Betrachtungen noch auf eine Beziehung zwischen Comenius, Bayreuth und Gobineau hinzuweisen. Bekanntlich hat ja ersterer auch den dramatischen Vorführungen hohen Werth für die Volksbildung zugesprochen. Die moderne, auf Wiederbelebung des Volksschauspiels gerichtete Bewegung ist aber gleichfalls von Bayreuth ausgegangen und wiederum gehören zu den ersten Anregungen in dieser Richtung Übersetzungen aus Werken Gobineaus, die zu Anfang der achtziger Jahre in den „Bayr. Bl.“ erschienen: „Das persische Theater“ und das iranische Volksschauspiel „Die Hochzeit des Kassem“. Unzweifelhaft haben jene Bayreuther Anregungen gute Folgen gehabt, denn wir bemerken ja jetzt aller Orten bei festlichen Anlässen Bestrebungen in dieser Richtung. Auch Gobineaus „Renaissance“ ist in dieser Hinsicht von hoher Bedeutung, wenngleich allerdings ihre Darstellung bezw. Vorlesung an besondere Bedingungen geknüpft sein dürfte.

Um diesem freilich nur flüchtig skizzierten Bild Gobineaus wenigstens noch einen wesentlichen Zug hinzuzufügen, möge schliesslich noch bemerkt werden, dass derselbe auch als ausübender Künstler, und zwar als Bildhauer, hervorragendes Talent besass.





Philipp Melanchthons Frühzeit.[1]

Beiträge zu einer neuen Biographie.

Von

Dr. **Georg Ellinger** in Berlin.

Erster Teil.

Im Jahre 1493 feierte der Waffenschmied Georg Schwartzerd zu Speier seine Hochzeit. Er stammte aus Heidelberg, wo er Rüstmeister des Kurfürsten Philipp gewesen war und durch seine trefflichen Arbeiten sich auch die Gunst anderer Fürsten, ja sogar des Kaisers Maximilian, erworben hatte. Die Eltern seiner Braut wohnten in dem kleinen pfälzischen Städtchen Bretten; der Vater Johannes Reuter lebte dort als Kaufmann und bekleidete zugleich das Amt eines Bürgermeisters; seine Frau Elisabeth war die Schwester Johann Reuchlins. Schon dieser Name führt über die kleinbürgerlichen Verhältnisse hinaus, und wirklich war Johannes Reuter in seiner Art der

---

[1]) In den folgenden Blättern legt der Verfasser die beiden ersten Kapitel einer Melanchthonbiographie vor, deren Veröffentlichung zum Melanchthonjubiläum geplant, die aber bis zu diesem Zeitpunkt nicht vollendet werden konnte. Da das Buch den weitesten Kreisen zugänglich sein sollte, so wurde dadurch schon die ganze Haltung der Darstellung bestimmt. Es versteht sich von selbst, dass bei einer Melanchthonbiographie der Hauptnachdruck nicht auf der Schilderung der Lebensschicksale, sondern auf der Entwicklung der geistigen Persönlichkeit liegen muss. Diese möglichst klar herauszuarbeiten, ist des Verfassers Hauptbestreben gewesen. Ohne jede Voreingenommenheit ist er an den Stoff herangetreten; die einzigen beiden Massstäbe, die er an seinen Helden und an die in sein Leben eingreifenden Gestalten legt, sind die Fragen nach dem geschichtlichen Fortschritt, dessen gutes Recht mit Nachdruck hervorgehoben ist, und die Persönlichkeit. Darum wird der Verfasser auch in den freilich hier nicht in Betracht kommenden Kapiteln kein Bedenken tragen, die Anwandlungen von moralischer Schwäche bei dem späteren Melanchthon hervorzuheben; er wird allerdings selbstverständlich auch betonen, dass diese Schattenseiten seines Charakters sich aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt nicht geltend gemacht haben würden,

Verwandtschaft mit dem grossen Gelehrten nicht unwürdig, da er sich nicht nur durch Lebensklugheit und praktischen Sinn auszeichnete, sondern sich auch ein bei weitem höheres Mass von Bildung angeeignet hatte, als man es sonst in den Kreisen des mittleren Bürgertums zu finden pflegte. Georg Schwartzerd kehrte nach der Hochzeit nicht in seine Vaterstadt Heidelberg zurück, sondern folgte seinen Schwiegereltern nach Bretten, wo er seinen Wohnsitz nahm. Hier wurde ihm auch am 16. Februar 1497 sein erstes Kind, ein Knabe, geboren, der nach dem pfälzischen Kurfürsten den Namen Philipp erhielt.

Wenn Georg Schwartzerd in der kleinen Stadt, in der er sich niedergelassen hatte, bald zu bedeutendem Ansehen gelangte, so ist das wohl keineswegs allein auf seinen Wohlstand oder die Kunstfertigkeit zurückzuführen, die er in seinem Handwerke an den Tag legte; man wird vielmehr annehmen dürfen, dass hauptsächlich sein lauteres, von keinem unehrenhaften Zuge getrübtes Wesen ihm das Vertrauen seiner Mitbürger erworben hat. Allgemein wurden ihm Rechtschaffenheit, Mildthätigkeit und strengstes Pflichtgefühl nachgerühmt; charakteristisch für seine Gemütsart aber scheint das Streben nach möglichster Mässigung gewesen zu sein: bei allem Wohlwollen bewahrte er Ernst und Zurückhaltung; Streitigkeiten suchte er aus dem Wege zu gehen, und wahrscheinlich hat er nicht selten drohendem Zwiste durch zeitige Nachgiebigkeit vorgebeugt. Wir kennen Georg Schwartzerds früheres Leben in seinen Einzelheiten zu wenig, als dass

---

wenn ihm nicht durch die Umstände eine Führerrolle aufgedrängt worden wäre, zu der er seiner ganzen, für einen anderen, ruhigeren Wirkungskreis so herrlich ausgestatteten Geistes- und Charakteranlage nach nicht geeignet war. Ohne auf selbständige Durchdringung des Materiales zu verzichten, will der Verfasser die gesicherten Resultate der Forschung in einer allgemeinverständlichen Darstellung zusammenfassen. Die Schwierigkeit, die die Bearbeitung dieses Gebietes einem nicht theologisch Vorgebildeten bietet, verhehlt sich der Verfasser nicht, meint aber, dass es nichts schaden kann, wenn sich hier auch die versuchen, die von verwandten Arbeitsgebieten ausgegangen sind. Es versteht sich von selbst, dass der Verfasser von den theologischen wie philologischen Vorarbeitern dankbar zu lernen gesucht hat. In der vollendeten Arbeit wird den hier mitgeteilten beiden Kapiteln eine einleitende Übersicht vorangehen, welche die geistigen Mächte, auf die eine Darstellung der geistigen Entwicklung Melanchthons beständig Rücksicht zu nehmen hat, darzustellen sucht. Scholastik, Humanismus, Reformation und Luthers Verhältnis zum Humanismus sollen darin so weit charakterisiert werden, als es für den vorliegenden Gegenstand notwendig ist. Der Verfasser.

Nach Mitteilung des Herrn Verfassers wird das beabsichtigte grössere Werk über Melanchthon frühestens in zwei Jahren erscheinen. Die rein biographischen Teile der vorliegenden Arbeit sind von uns an einzelnen Stellen gekürzt worden. Die Schriftleitung.

wir entscheiden könnten, ob der vortreffliche Mann sich dieses ruhige Gleichmass des Wesens erst im harten Kampfe und unter schmerzlichen Erfahrungen errungen oder ob man es mit einer ursprünglichen Naturanlage zu thun hat. Jedenfalls, wer das Leben des Sohnes verfolgt und der Art nachgeht, mit der sich dieser in den verschiedensten Lagen gab, der wird in diesem Punkte die Ähnlichkeit mit dem Vater schwer verkennen können. Aber auch andere Charaktereigenschaften haben sich wohl vom Vater auf den Sohn vererbt. So sehr Georg Schwartzerd Grund hatte, sich der Erfolge seines Strebens zu freuen und das gewonnene Gut in ruhiger Behaglichkeit zu geniessen, so scheint er doch das Leben schwer genommen zu haben und geneigt gewesen zu sein, den kommenden Tagen nicht mit mutiger, hoffnungsfreudiger Zuversicht, sondern mit banger Scheu vor möglichem Unheil entgegenzugehen.

Georg Schwartzerds Frau Barbara war auf thätiges, lebendiges Wirken gerichtet; aus ihren beiden Lieblingssprichwörtern, deren ihr Sohn im späteren Leben wiederholt gedacht hat, kann man wenigstens so viel schliessen, dass die haushälterische und sparsame Frau zwar einerseits das Gut zusammenzuhalten und überflüssige Ausgaben zu vermeiden oder einzuschränken wusste, andererseits aber in frommer Mildthätigkeit mit ihrem Gatten eines Sinnes war. Trotz ihrer praktischen Veranlagung aber ist sie keineswegs ohne Einfluss auf das Seelenleben Philipps gewesen. Sie hat vielmehr wiederholt den Versuch gemacht, die Vorstellung der Gottheit seinem kindlichen Verständnis dadurch näher zu bringen, dass sie ihn auf die Gesetzmässigkeit alles Geschehens aufmerksam machte und ihm diese an vortrefflich ausgewählten Beispielen aus seinem Anschauungskreise zu verdeutlichen suchte.

In ähnlicher Weise wie die Mutter hat wahrscheinlich auch Georg Schwartzerd frühzeitig das Gemüt seines Sohnes beeinflusst. Auch bei ihm bildete tiefe Religiosität einen der Grundzüge seines Wesens. Wenn er sinnend die Weltbegebenheiten beobachtete und der grossen Veränderungen gedachte, die er schon erlebt hatte, wenn er dann erwog, dass diese Umwälzungen wahrscheinlich nur die Vorboten für andere, weit umfassendere sein würden, dann mochte ihm die Kirche als der einzige feste Punkt erscheinen, der dem Menschen innerhalb dieser schwankenden Verhältnisse einen sicheren Halt gewähre. Sterbend hat er daher noch seine Kinder ermahnt, eins mit der Kirche zu bleiben. Es ist unter diesen Umständen leicht zu begreifen, dass er grossen Wert auf die üblichen Formen der kirchlichen Frömmigkeit legte und diese mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllen strebte: regelmässig pflegte er sich um Mitternacht zum Gebete zu erheben. Trotz dieser gut kirchlichen Gesinnung fehlte es doch auch bei ihm nicht ganz an Regungen religiöser Selbständigkeit, wenn sie sich auch nicht so lebendig und charakteristisch äussern, wie bei der knorrigen Gestalt des alten Hans Luther. Wenn die Schultheologie

immer neue kirchliche Vermittelungsglieder zwischen den reuigen Sünder und seinen Gott zu schieben trachtete, so fand dies keineswegs den Beifall Georg Schwartzerds. Er hat über diesen Punkt wie über manche andere häufig mit theologisch gebildeten Männern gesprochen, und als diese ihn von der Richtigkeit des scholastischen Standpunktes zu überzeugen suchten, da schlug er sie mit den treffenden Worten, die auf den dabei anwesenden Philipp einen tiefen und nachhaltigen Eindruck ausgeübt haben: „Warum lehrt ihr mich, dass ich an der Vergebung der Sünden und der Rechtfertigung zweifeln soll, da mich doch das apostolische Glaubensbekenntnis sagen heisst: ich glaube an die Vergebung der Sünden?"

So waren die beiden Menschen beschaffen, die die ersten Keime des Guten in die empfängliche Seele des jungen Philipp pflanzten. Frühzeitig muss bereits das Wesen des Knaben, der als ältester von fünf Geschwistern heranwuchs, die eigentümliche Ausprägung erhalten haben, die wir später an dem Jüngling und Mann beobachten; was die Eltern nicht zu leisten vermochten, das vollendete ein wackerer Lehrer, Johannes Unger, den Philipps Grossvater Reuter auf Empfehlung seines Schwagers Reuchlin ins Haus genommen hatte, und der sich dieses Vertrauens durchaus würdig zeigte. Nicht bloss die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse verdankte Philipp dem vortrefflichen Manne, sondern dieser hat auch das bildsame Gemüt des Knaben wesentlich zu beeinflussen verstanden. Mag er von Georg Schwartzerd dazu veranlasst worden sein oder mag er es aus eignem Antriebe gethan haben — genug Johannes Unger scheint danach gestrebt zu haben, den Charakter des Knaben, der ohnehin in seinen moralischen Anlagen dem Vater wesensverwandt war, dem Georg Schwartzerds anzugleichen. Jedenfalls hat er fortgesetzt daran gearbeitet, in dem etwas zum Jähzorn neigenden Philipp dasselbe ruhige Gleichmass zu entwickeln, wie der Vater es aufwies. Wiederholt ermahnte er ihn, sich nicht hinreissen zu lassen und willig nachzugeben, und dass er es verstanden hat, nach dieser Richtung hin geschickt auf den Knaben einzuwirken, beweist die Thatsache, dass diese Mahnung des Lehrers zeitlebens im Gemüte Philipps haften blieb. Daneben aber legte Unger den Grund zu dem sicheren und umfassenden Wissen Philipps; das grosse Lehrgeschick, mit dem er dem Knaben die Elemente der lateinischen Grammatik beizubringen wusste, wird jedenfalls durch nichts besser erläutert, als durch die Thatsache, dass auch der spätere praeceptor Germaniae für den gleichen Unterricht keine bessere Methode zu empfehlen wusste, als die, die einst Johannes Unger bei ihm selbst angewendet hatte.

Unter diesen Verhältnissen wuchs Philipp zu einem stillen Knaben auf; die anmutige Umgebung der kleinen Stadt, die von fruchtbaren Hügeln umkränzt ist, hat wohl in seiner Seele die Liebe zur Natur erweckt; und die fast ländliche Abgeschiedenheit, die den Knaben umgab, schützte seinen Geist vor Zerstreuung durch zu

mannigfaltige und wechselnde Eindrücke und leitete ihn dazu an, beim Einzelnen sinnend zu verweilen und auch am Kleinen mit stiller Behaglichkeit sich zu erfreuen. Eine Art künstlerischen Nachahmungstriebes, der von einer solchen Richtung des Gemüts Zeugnis ablegt, regte sich in kindlicher Weise frühzeitig bei dem Knaben, der die in der Kirche gesehenen Ceremonien zu Hause mit Unterstützung seiner Mutter nachzubilden suchte. Die Sammlung, die dem Knaben zu Teil wurde, kam vor allen Dingen seiner geistigen Entwicklung zu Gute; er lernte ausserordentlich leicht und verfügte mit Sicherheit über die gewonnenen Kenntnisse; mit freudigem Stolze erfüllte es den Grossvater, wenn der Knabe sich regelmässig im Wissen den zufällig durch die Stadt ziehenden fahrenden Schülern überlegen zeigte.

Indessen nicht allzulange war dem wackeren Manne diese Freude gegönnt, er starb schon am 16. Oktober 1507. Wahrscheinlich sind seine letzten Lebensjahre durch das traurige Geschick seines Schwiegersohnes Georg Schwartzerd verdüstert worden, der im Jahre 1504 aus einem vergifteten Brunnen getrunken hatte und seitdem langsam hinsiechte, bis er elf Tage nach Reuters Tode diesem in das Grab nachfolgte. Reuters Gattin siedelte nun mit Philipp, dessen Bruder Georg und einem dritten Enkel nach ihrer Vaterstadt Pforzheim über. Man darf diese Veränderung des Wohnortes, trotz des traurigen Ereignisses, durch das sie herbeigeführt wurde, als eine Gunst des Schicksals betrachten, da der Knabe dadurch Gelegenheit erhielt, seine Schulbildung planmässiger und einheitlicher auszugestalten, als es in Bretten möglich gewesen wäre. An der Spitze der Pforzheimer Lateinschule, die Philipp von nun an besuchte, stand der Humanist Georg Simler aus Wimpfen, dem der kenntnisreiche Johann Hiltebrant aus Schwetzingen als Gehilfe beigegeben war. Georg Simler war fast mit allen bedeutenden Humanisten bekannt und hatte sich durch seine Charaktereigenschaften, sein ausgebreitetes Wissen, seine wissenschaftlichen und pädagogischen Leistungen bei fast allen Vertretern der Richtung hohe Anerkennung erworben; auch die besten Anhänger des Humanismus, so der Augsburger Patrizier Konrad Peutinger, hielten mit ihrem begeisterten Lobe dem vortrefflichen Gelehrten gegenüber nicht zurück; und wenn man auch von derartigen Lobpreisungen manches abziehen muss, so giebt doch das Übrigbleibende noch ein vollgiltiges Zeugnis für die Achtung, die Simler von seinen humanistischen Kollegen gezollt wurde. Noch begeisterter sind übrigens die Worte gehalten, mit denen Simlers Schüler seiner gedenken. Dass er das Wissenswerte aus den Schulkenntnissen sorgfältig und gründlich einzuprägen verstand, steht fest; seine pädagogischen Leistungen sind aber damit wohl nur zum kleinsten Teile erschöpft, denn wir dürfen vermuten, dass er es verstanden hat, die individuellen Anlagen des einzelnen Schülers zu erkennen und ihn auf die seiner eigentümlichen Begabung entsprechende wissenschaftliche Laufbahn hinzuweisen. Augenscheinlich ist sein Einfluss auf Philipp;

er erteilte dem Knaben Privatunterricht im Griechischen, das in der Lateinschule kein Unterrichtsfach bildete; und wiederholt hat der dankbare Schüler Simlers verehrungsvoll auch bei Gelegenheiten gedacht, bei denen man es nicht erwarten sollte. Wenn er später seiner Beziehungen zur Universität Köln gedenkt (1543), so unterlässt er nicht, in erster Linie darauf hinzuweisen, dass auch sein Lehrer Georg Simler dort seine Bildung empfangen habe.

In Pforzheim kam der Knabe auch zum ersten Male mit seinem Grossoheim Reuchlin in Berührung, der wiederholt von Stuttgart aus seine Vaterstadt besuchte, um hier mit seinen Verwandten und Freunden, zu denen ausser Simler auch Hiltebrant und der Drucker Anshelm gehörten, zu verkehren. Reuchlin freute sich über den aufgeweckten Knaben; sicher wird ihm Simler von den glücklichen Fortschritten des reichbegabten Grossneffen berichtet haben, und Reuchlin versäumte nicht, sich durch eigne Fragen noch von dem Stande der Kenntnisse Philipps zu überzeugen und den Fleiss des Knaben durch litterarische Geschenke, so die einer griechischen Grammatik und eines griechischen Lexikons zu belohnen. Es versteht sich von selbst, dass diese gelegentlichen Besuche Reuchlins von hoher Bedeutung für die Entwicklung des Knaben waren. Wenn dieser sah, mit welch kindlicher Ererbietung selbst ein Mann wie der von ihm so hochverehrte Simler Reuchlin gegenübertrat, dann musste ihm der Grossoheim als ein leuchtendes Vorbild erscheinen, dem er nachzustreben habe. Philipp studierte eine lateinische Komödie Reuchlins ein und überraschte den Alten, als dieser in Pforzheim einem Festessen beiwohnte, mit der Vorführung des Stückes. Wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit, sicher um diese Zeit, hat Reuchlin den Familiennamen seines Neffen nach humanistischem Brauche ins Griechische übersetzt und ihm damit den Namen gegeben, unter dem er unsterblich werden sollte. Die etymologische Wissenschaft, die die Wörter auf ihre ursprünglichen Bestandteile zurückführt und ihre Verwandtschaft feststellt, war im 16. Jahrhundert noch wenig entwickelt; man ging fast durchweg sehr unmethodisch vor, indem man die Wörter nach dem Klange und der Ähnlichkeit der Laute mit einander verglich — ein Verfahren, das bei etymologischen Untersuchungen fast immer von dem richtigen Wege abführt. Das zeigt sich auch in diesem Falle. Reuchlin übersetzte die beiden Silben, aus denen der Name Schwartzerd besteht, wörtlich ins Griechische und gewann so den Namen Melanchthon; mit dem Worte: Erde, das er in der letzten Silbe vermutete, hat aber der Name Schwartzerd offenbar nichts zu thun; er ist vielmehr in ähnlicher Weise gebildet, wie die häufig vorkommenden Familiennamen Weissert, Gelbert, Grunert, Grauert und lautete wohl ursprünglich auch Schwarzert. Seit 1531 hat Melanchthon selbst wohl des Wohlklangs halber meist die Form: Melanthon gebraucht, die aber den einmal populär gewordenen Namen: Melanchthon nicht mehr hat verdrängen können.

Drei Jahre blieb Melanchthon auf der Schule zu Pforzheim; dann bezog er die Universität. Die Wahl einer solchen konnte ihm nicht schwer fallen; war schon ohnehin der Pfälzer stolz auf seine Heimatsuniversität Heidelberg, so musste diese Melanchthon durch die Erinnerung an Vater und Grossvater doppelt anziehend sein. Am 14. Oktober 1509 wurde Melanchthon in Heidelberg immatrikuliert; auch für das sechszehnte Jahrhundert, in welchem ein grosser Teil des vorbereitenden Unterrichtes, der heute dem Gymnasium zufällt, erst auf der Universität erledigt wurde, erscheint das frühzeitige Alter, in dem er das akademische Studium begann, staunenswert. Man muss indessen erwägen, dass der zwölfjährige Knabe zu Pforzheim sich vielfach in der Gesellschaft älterer und geistig hochstehender Männer befunden hatte; bei seiner Fassungsgabe, seiner Aufmerksamkeit für jede hingeworfene Bemerkung kann es nicht wunder nehmen, wenn er weit über seine Jahre hinaus entwickelt war. Das muss sowohl den Universitätslehrern, als auch den Freunden, die Philipp in Heidelberg gewann, bald aufgefallen sein. Leider wissen wir nichts von seinem Verkehr mit Peter Sturm, dem Bruder des späteren Städtemeisters Sturm in Strassburg, mit Diebold Gerlach oder Billicanus, dem Dichter Johann Sorbillo sowie den späteren Reformatoren Brenz und Butzer, aber so viel lässt sich erkennen, dass sich Melanchthon durch seine Kenntnisse, namentlich im Griechischen, eine gewisse hervorragende Stellung unter seinen Freunden und Mitschülern erwarb, so dass diese es als selbstverständlich hinnahmen, wenn einmal der Universitätslehrer die Leitung des Unterrichtes vertretungsweise in die Hand des schüchternen Knaben legte. Überhaupt scheint seine grosse Lehrbefähigung schon damals stark hervorgetreten zu sein; wenigstens liess Graf Ludwig von Löwenstein seine beiden damals (1511) in Heidelberg studierenden Söhne durch den erst vierzehnjährigen Knaben erziehen.

Melanchthon nahm seine Wohnung bei dem Professor der Theologie Pallas Spangel und traf damit eine glückliche Wahl. Zwar hat Pallas Spangel keine bedeutenden litterarischen Leistungen aufzuweisen, wohl aber zeichnet er sich durch seine persönlichen Eigenschaften aus. Seine reine, von keiner unedlen Leidenschaft verunzierte Natur und sein mildes, hilfreiches Wesen gewannen ihm allgemeine Achtung; und aus diesen Charakterzügen wie aus seiner bedeutenden Lehrgabe erklärt sich auch das hohe Ansehen, welches er an der Heidelberger Hochschule genoss. Wenn es der Universität darauf ankam, sich durch eine würdige, bei Allen gleich angesehene Persönlichkeit vertreten zu lassen, dann fiel die Wahl häufig auf Pallas Spangel, der in einem solchen Falle die Interessen der Körperschaft, die ihn zu ihrem Sprecher gemacht hatte, in nachdrücklicher Weise wahrzunehmen wusste. Mehr fällt für seine Beurteilung noch ins Gewicht, dass Pallas Spangel mit Rudolf Agricola innig befreundet war; da beide Männer in ihren Lebensanschauungen und wissenschaft-

lichen Zielen wesentlich auseinandergingen, so kann es nur die Wertschätzung der Persönlichkeit gewesen sein, die sie zusammengeführt hat, und bei Agricolas Zurückhaltung, seinem feinen, zarten Empfinden und sicheren Takt schliesst diese Thatsache für Pallas Spangel kein geringes Lob ein. Melanchthon hat jedenfalls Zeit seines Lebens Spangels dankbar gedacht; auch der Tod des wackeren Mannes, der im Jahre 1512 eintrat, war ihm unvergesslich, und er wusste sich in späterer Zeit noch deutlich daran zu erinnnern, wie damals ein Mönch bei dem Sterbenden gestanden und ihm die Worte vorgesungen hatte: „Maria, Mutter der Gnade, nimm uns in der Stunde des Todes auf.“

Wahrscheinlich am 18. Juni 1511 bestand Melanchthon die Baccalaureatsprüfung (am 10. Juni war er zur Prüfung zugelassen worden) und gedachte sich noch im Laufe des folgenden Jahres den Magistergrad zu erwerben; aber als er sich zu diesem Examen meldete, wurde er wegen seines noch zu jugendlichen Alters abgewiesen. Ob für diese ablehnende Haltung der Artistenfakultät noch andere Gründe massgebend gewesen sind, lässt sich nicht entscheiden. Melanchthon selbst fühlte sich jedenfalls durch diese Zurückweisung verletzt, und da im Sommer 1512 Pallas Spangel starb, Melanchthon auch dem im Herbst gewöhnlich in Heidelberg auftretenden Fieber mit Bangigkeit entgegensah, so entschloss er sich, Heidelberg zu verlassen, Auf Reuchlins und Georg Simlers Rat wandte er sich nach Tübingen, wo er am 7. September immatrikuliert wurde.

Den Gegensatz zwischen Heidelberg und Tübingen empfand er zunächst auf das Günstigste. Dem gut beobachtenden Jüngling fiel es auf, dass der Schwabe viel fleissiger, anspruchsloser und nüchterner sei, als der benachbarte Pfälzer; wohl gerade im Gegensatz zu den Lebensgewohnheiten im weinfröhlichen Heidelberg berührte es den durch das Beispiel des Vaters an Mässigkeit gewöhnten Melanchthon angenehm, dass in Schwaben die Trunkenheit streng beurteilt wurde. Mehr aber noch war es der biedere Sinn des schwäbischen Volksstammes, der seine ganze Sympathie erweckte.

Aber auch die Persönlichkeiten, die ihm an der Tübinger Hochschule entgegentraten, haben ihm sicher bald gezeigt, dass er in Tübingen auf einem viel fruchtbareren und ergiebigeren Boden stand, als in Heidelberg. Da waren zunächst seine beiden alten Pforzheimer Lehrer Simler und Hiltebrant, die jetzt dem Lehrkörper der Tübinger Universität angehörten; ferner der derb-kräftige Heinrich Bebel, der als erster Pionier des Humanismus 1496 seinen Einzug in Tübingen gehalten hatte; der Philosoph Franz Kircher aus Stadion (daher gewöhnlich Franciscus Stadianus genannt, und der Astronom oder Astrologe Johannes Stöffler, die zwar beide dem Humanismus ferner standen, aber dem wissbegierigen Jüngling freundlich entgegengekommen sind. Auch das Wissenswerte, was andre weniger bedeutende und ihm auch weniger zusagende Lehrer zu bieten im stande waren, suchte sich Melanchthon anzueignen und begann mit

erstaunlicher Vielseitigkeit sich in die verschiedensten Wissenszweige einzuarbeiten. Wie der Kreis seiner Lehrer ein weit hervorragenderer und anregenderer war, als in Heidelberg, so auch der seiner Freunde. Neben dem Drucker Setzer finden wir unter ihnen Johannes Knoder, Kaspar Kurrer, Paul Altmann oder Geräander und Bernhard Maurus; ferner den späteren Geschichtsschreiber Franz Friedlieb oder Irenicus; besonders innig gestalteten sich aber Melanchthons Beziehungen zu Ambrosius Blarer und zu Johannes Hausschein, der wie Melanchthon selbst nur unter seinem gräzisierten Familiennamen: Oekolompadius berühmt geworden ist. Beide waren älter als Melanchthon, Oekolompad sogar um fünfzehn Jahre. Ambrosius Blarer stammte aus Konstanz und war Mönch im Benediktinerkloster Alpirsbach im Schwarzwald; Melanchthon lernte ihn gleich nach seiner Ankunft in Tübingen kennen, und da die beiden in ihren Charakteren wie in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen mancherlei Berührungspunkte hatten, sind sie wohl schnell einander näher getreten; jedenfalls als Blarer (wahrscheinlich 1513) sein einsames Kloster wieder aufsuchte, hatte sich der vertraute Umgang bereits zu herzlicher Freundschaft gestaltet. Durch einen regen Briefwechsel suchten sie den nunmehr unmöglich gemachten persönlichen Gedankenaustausch zu ersetzen. Schriftlich erörtern die beiden jungen Gelehrten grammatisch-etymologische Fragen und zeigen dadurch, welchem Interessenkreise ihre Hauptaufmerksamkeit zugewandt war. Aber wenn uns die Briefe über die Richtung des wissenschaftlichen Strebens der Freunde einigen Aufschlus gewähren, so lassen sie uns doch noch viel tiefere Blicke in die innig hingebende Art thun, in der Melanchthon sein Herz dem Freunde aufschloss. Seine Briefe verraten die zärtlichste Liebe für den Freund, er bewundert dessen moralische und geistige Anlagen ebenso wie seine Leistungen und weissagt ihm eine grössere Zukunft, als er sie selbst jemals haben würde. Auch von Wittenberg aus blieb er mit Blarer in Verbindung und war durchaus damit einverstanden, als dieser aus Begeisterung für das Evangelium, dem er als Reformator Schwabens mit Eifer und Erfolg gedient, sein Kloster verliess. Einige dieser Freunde mögen, wie Melanchthon, der Neckargesellschaft angehört haben, einem Vereine zur Verbreitung des humanistischen Geistes, der wahrscheinlich durch den Wanderprediger des Humanismus Konrad Celtis gegründet worden war. Leider wissen wir über diese Gesellschaft der Neckargenossen so gut wie gar nichts; auch Melanchthons Beteiligung daran liegt ganz im Dunkeln.

Besonders erfreulich gestalteten sich die Ausflüge, die Melanchthon oft mit seinen Freunden von Tübingen aus unternahm, wenn Stuttgart das Ziel ihrer Wanderung und der ehrwürdige Reuchlin der Heros war, zu dem sie pilgerten. Reuchlin freute sich über die heranstrebende Jugend, die sich um seinen so ungewöhnlich entwickelten Grossneffen scharte, und suchte sie in jeder möglichen Weise zu fördern. Wenn er selbst nach Tübingen kam, liess er es sich nicht

nehmen, in Melanchthons Studentenquartier abzusteigen und dort in der Burse seine Wohnung zu nehmen. Wenn dann der Grossneffe mit leidenschaftlicher Teilnahme den Worten des erfahrenen Mannes lauschte, der von seinen gelehrten Beziehungen zu bedeutenden Männern, seinen wissenschaftlichen Plänen und den Schätzen seiner Bibliothek sprach, dann konnte sich Reuchlin durch das kluge Verständnis, mit dem Philipp auf alle angeregten Fragen einzugehen wusste, davon überzeugen, dass der Jüngling nicht den gewöhnlichen Weg aller Wunderkinder gegangen war, sondern dass hier ein ungewöhnlich früh der Erde entsprossenes Pflänzchen in stetigem Wachstum zur schönen Blume emporgediehen war.

Auch die Universität Heidelberg gehörte zu den Hochschulen, die bedeutungsvoll in die Entwickelung des Humanismus eingegriffen haben. Zwar die Lehrthätigkeit, durch die einer der frühesten, aber keiner der würdigsten Vertreter des Humanismus, Peter Luder, hier in den fünfziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts für die neue Studienrichtung zu wirken suchte, hat nicht lange gedauert und ist wenig erfolgreich gewesen; aber einige Jahre später erblühte hier ein reiches wissenschaftliches Leben. Um den kurpfälzischen Kanzler Johannes von Dalberg und seinen Freund Dietrich von Plenningen scharte sich eine stattliche Zahl berühmter Gelehrter, vor allen Dingen Rudolf Agrikola, dann Jakob Wimpheling, Konrad Celtis und andere humanistisch gebildete Männer; auch Reuchlin gehörte damals kurze Zeit als Lehrer der Heidelberger Universität an. Indessen als Melanchthon nach Heidelberg kam, war von diesem hohen Aufschwung der Wissenschaft nicht viel mehr zu spüren; eben so schnell, wie der schöne Kreis sich zusammengefunden hatte, war er wieder auseinandergegangen. Aber die Männer, die diese Zeit miterlebt hatten, konnten jene glücklichen Tage nicht genug rühmen, und so oft Melanchthon in seinen späteren Jahren jener Blüte des wissenschaftlichen Lebens in Heidelberg gedenkt, spürt man in seinen Worten den Nachhall der freudigen Bewegung, mit der einst Reuchlin und Pallas Spangel von den durch die Erinnerung verklärten Tagen erzählt haben mögen.

Indessen mit welchem Stolze auch Pallas Spangel wahrscheinlich von dem erlauchten Kreise berichtet hat, dem er selbst angehört hatte, — die Ideale der Mehrzahl jener Männer waren doch keineswegs ganz die seinen. Er hatte sich bemüht, die reichen Anregungen, welche ihm durch diesen Verkehr geboten wurden, in sich zu verarbeiten, aber nur insoweit, als sie seiner Geistesrichtung gemäss waren. Denn wie sehr er auch bestrebt war, den Umgang mit den bedeutenden Männern für die Verbesserung seiner Sprachkenntnisse auszunutzen und wie dankbar er auch namentlich Agricola war, von dem er sein gutes Latein gelernt hatte — im Wesentlichen war er

doch auf dem Boden der Scholastik stehen geblieben. Die neue Studienrichtung war ihm willkommen, sofern sie die Möglichkeit gewährte, die Ideen der Scholastik geschmackvoller auszudrücken und ihnen so einen grösseren Wirkungskreis zu sichern; sonst wurde der Kern seiner Überzeugungen dadurch nicht berührt.

Es ist daher leicht zu verstehen, dass von jenen Trägern der humanistischen Blütezeit Heidelbergs Pallas Spangel besonders einem sehr nahe stand: seinem Schüler Jakob Wimpheling. Dieser lebte damals zu Strassburg im innigen Verkehre mit seinen Freunden, dem Dichter des Narrenschiffes Sebastian Brant und dem freimütigen, originellen, jedoch nach der Weise der Zeit in seinen Darstellungsmitteln wenig wählerischen Prediger Geiler von Kaisersberg. Die vortrefflichen Männer erkannten wohl die zahlreichen Schäden in dem herkömmlichen Lehrbetrieb wie in der Kirche und erstrebten eine Besserung im Sinne der grossen Reformkonzilien des fünfzehnten Jahrhunderts. Dabei wollten sie aber möglichst viel von dem Hergebrachten retten, und bei ihrer an sich löblichen Verehrung vor dem von den Vätern überkommenen Gut gelang es ihnen nirgends, die Halbheit zu überwinden. So durchschaute zwar Wimpheling die innere Hohlheit der dialektischen Spitzfindigkeit der Scholastik sehr wohl, aber gelegentlich hat er sie doch auch verteidigt; ebenso war er verständig genug, um die grossen Vorteile einzusehen, die dem Unterricht aus der Neubelebung der klassischen Studien zufliessen mussten, aber nur die formale Seite dieser Bildung erschien ihm erstrebenswert: ängstlich suchte er die Jugend vor jedem frischen Hauche des klassischen Geistes zu behüten und hätte schliesslich am liebsten die klassischen Dichter durch die spätlateinischen christlichen ersetzt gesehen.

In den Kreis dieser Ideen wurde Melanchthon durch Pallas Spangel und vielleicht auch durch Wimpheling selbst eingeführt, der 1510 auf einer Reise nach Heidelberg kam und dabei wahrscheinlich mit Melanchthon bekannt wurde. Man kann es nachfühlen, dass Philipp lebhaft ergriffen wurde, wenn die würdigen und hochverehrten Männer von den schönen, erhebenden Zielen sprachen, die ihnen vorschwebten; und ganz selbstverständlich ist es, dass sich der Knabe nicht die Frage vorgelegt hat, ob die Ideale Wimphelings überhaupt jemals zu verwirklichen sein würden. So schloss er sich denn mit dem Hingebungsbedürfnis und dem Enthusiasmus der Jugend an diese Richtung an, und die ersten Erzeugnisse seiner Feder, die sich erhalten haben, zeigen, wie rückhaltlos er den Bahnen Wimphelings zu folgen bereit war. In einem kleinen Gedicht, das Wimpheling in einer polemischen Schrift drucken liess, giebt der dreizehnjährige Melanchthon Apollo und den heidnischen Musen den Abschied und preist dafür die Weisheit, die allein den richtigen Weg zu Gott lehre; in einem anderen ebenfalls von Wimpheling veröffentlichten dichterischen Versuche beklagt er den Tod Geilers von Kaisersberg, den er als

begeisterten Verkünder der christlichen Lehre rühmt. Sicher hat er damals oder unmittelbar vorher auch Predigten Geilers kennen gelernt; ob sie ihn tiefer berührt haben, ist zweifelhaft, zumal Geilers derb-populäre Art kaum der Geschmacksrichtung Melanchthons entsprochen haben wird. Der poetische Nachruf des Knaben wird aller Wahrscheinlichkeit nach den Schilderungen Spangels oder Wimphelings von Geilers grossartiger Wirksamkeit in Strassburg seinen Ursprung verdanken; weder aus diesem kleinen litterarischen Denkmal noch aus gelegentlichen späteren Erwähnungen darf man daher eine tiefer greifende Einwirkung Geilerscher Predigten auf Melanchthon erschliessen.

Die Anregungen, welche Melanchthon durch die Tendenzen des Wimphelingschen Kreises erhielt, waren aber auch das einzige grössere Interesse, das ihn in Heidelberg durch unmittelbare persönliche Einwirkung berührte. Was ihm in den Hörsälen geboten wurde, konnte den strebsamen Jüngling nicht befriedigen; die Vorlesungen über Dialektik und Physik bewegten sich ganz in dem herkömmlichen Geleise der scholastischen Lehrweise; in den Disputationen, an denen jeder teilzunehmen hatte, der den Grad eines Baccalaureus oder Magisters erwerben wollte, musste er hören, wie zuweilen ganz thörichte Sätze mit einem übermässigen Aufwande von Scharfsinn angegriffen und verteidigt wurden. Man ist zwar nicht berechtigt, aus späteren Äusserungen Melanchthons zu folgern, dass ihn der damalige Unterrichtsbetrieb schon mit Abneigung gegen die scholastische Lehrweise erfüllt habe, sicher aber ist es, dass ihn gerade die Übungen, auf die bei der scholastischen Methode der Hauptwert gelegt wurde, gleichgiltig liessen und er eine wesentliche geistige Förderung daraus nicht zu gewinnen vermochte. So suchte er sich auf eigne Hand geistige Nahrung zu verschaffen und wählte sich zur Lektüre namentlich neulateinische Schriftsteller Italiens; hauptsächlich vertiefte er sich in zwei dieser Autoren; die sich damals der grössten Beliebtheit erfreuten, in Baptista Mantuanus (1448—1516) und Angelo Poliziano (Politianus 1454—1494). Beide haben ihn, wenn auch in verschiedenem Masse, beeinflusst. Aus den Hirtengedichten des Baptista Mantuanus blieb ihm die anmutige Erzählung im Gedächtnis, wie der liebe Gott das aus dem Paradies vertriebene erste Menschenpaar besucht und dieses ihm seine geratenen und ungeratenen Kinder vorführt, und er hat diese liebliche Legende beinahe dreissig Jahre später in eine der eigentümlichsten seiner kleinen Schriften eingeflochten. Im Jahre 1539 richtete er nämlich an den Grafen Johann von Wied einen ausführlichen Brief, den man nicht ohne innere Bewegung lesen kann, weil er uns einen tiefen Blick in Melanchthons liebenswürdige, reine Natur gestattet, die überall lehrend, läuternd und veredelnd einzuwirken sucht und dabei doch nirgends die Grenze überschreitet, welche die vorsichtige pädagogische Behandlung von der pedantisch hofmeisternden Art trennt. In diesem Sendschreiben giebt er die Erzählung wieder, aber erst durch das, was er aus seinem Geiste hinzugethan

hat, hat sie ihren besonderen Reiz erhalten. Während Baptista Mantuanus sich möglichst kurz fasst und seine Darstellung durch ironische, dem Gegenstande durchaus unangemessene Bemerkungen zu würzen sucht, hat Melanchthon die dankbaren Motive, die der Stoff bot und die sich der Italiener ganz hatte entgehen lassen, vortrefflich herausgearbeitet und so mit dichterischem Feingefühl ein höchst anmutiges Familienbild geschaffen. Aber auch eine speziell evangelische Färbung erhielt die Legende durch Melanchthon, der die religiösen Gegensätze in den beiden Söhnen Adams scharf zum Ausdruck gebracht hat: Seth erscheint als Vertreter des festen, gottvertrauenden Glaubens, der den ganzen Menschen durchdringt und erneut; in Kain dagegen wird der falsche Glaube verkörpert, der sich mit dem blossen äusserlichen Fürwahrhalten begnügt und daher nicht die Kraft verleiht, das Gute ohne Rücksicht auf Lohn oder Strafe zu thun, sondern zu Werkgerechtigkeit und Selbstsucht verleitet. Die vielen glücklichen Züge, durch die Melanchthon die Legende belebte, verschafften seiner Fassung einen ungemeinen Beifall und grosse Verbreitung; zahlreiche deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts haben sie eigenen poetischen Versuchen zu Grunde gelegt; auch Hans Sachs hat sie wiederholt bearbeitet, am anmutigsten in seiner Komödie von den ungleichen Kindern Evä.

Weit bedeutender als der Einfluss des Baptista Mantuanus war die Einwirkung, die Politian auf Melanchthon ausübte. Wenn Melanchthon später von dem neulateinischen Schriftsteller sprach, so urteilte er nicht günstig über ihn und beklagte es, dass er eine Zeitlang ganz unter seinem Banne gestanden hätte. Er hatte dabei hauptsächlich die sprachliche Seite im Auge, und es lässt sich leicht erklären, dass Melanchthon in späteren Jahren einen gewissen Widerwillen gegen Politian empfand. Dieser schreibt einen etwas gesuchten Stil, der sich absichtlich von dem ciceronianischen Latein entfernt und mit Vorliebe den Spuren der späteren lateinischen Schriftsteller folgt. Dazu kommt eine Neigung, die einzelnen Gedanken scharf herauszuarbeiten und ihnen eine möglichst ungewöhnliche, überraschende Form zu geben. Durch diese beiden Eigenschaften erhält Politians Darstellungsweise einen stellenweise nicht erfreulichen gespreizten Charakter, andererseits allerdings hebt sie sich zuweilen durch ihre lebendige Individualität wieder angenehm von den allzu gleichmässigen, einschläfernden Perioden der übrigen Neulateiner ab. Melanchthon hat nun, wie es bei jugendlicher Nachahmung zu geschehen pflegt, sich hauptsächlich an die schwachen Seiten seines Vorbildes gehalten und diese namentlich in einzelnen Schriften seiner Tübinger Zeit ziemlich genau kopiert. Wenn der alternde Melanchthon, der Klarheit und Durchsichtigkeit für die notwendigsten Eigenschaften des Stiles erklärte, diese Jugendarbeit zu Gesicht bekam, so fühlte er sich unzweifelhaft durch die gezierte und absichtlich etwas dunkle Schreibweise abgestossen, und der Widerwille, den er dabei empfand,

wandte sich so ganz naturgemäss gegen den Schriftsteller, von dessen übermächtiger Einwirkung er mit Recht die damalige Gestaltung seines Stiles ableitete. So ist es gekommen, dass Melanchthon immer nur die nachteilige Seite von Politians Einfluss hervorgehoben und niemals der bedeutenden Anregungen gedacht hat, die ihm sonst von Politian zugekommen sind. Und doch sind diese nicht zu verkennen. Zwar einen Ersatz für das, was er in den Vorlesungen über Dialektik suchte und nicht fand, vermochte ihm Politian nicht zu geben; zwar hat auch dieser die scholastische Dialektik durch eine andere, bessere zu ersetzen gesucht, ist aber dabei über wenig gelungene Versuche nicht hinausgekommen. Dagegen in seiner geringen Schätzung der scholastischen Dialektik ist Melanchthon wohl durch Politian bestärkt worden, und es ist gewiss kein Zufall, dass er noch in seiner Wittenberger Antrittsrede die Auswüchse der Dialektik mit dem gleichen Ausdruck bezeichnet, den Politian ihnen gegenüber anwendet. Indessen weit wichtiger waren die positiven Anregungen, die Politian bieten konnte; in den zahlreichen Untersuchungen, die der italienische Gelehrte unter dem Titel Miscellaneen zusammenfasste, hatte er, an dem damaligen Stande der Wissenschaft gemessen, unübertreffliche Muster für die Art geliefert, in der Stellen klassischer Autoren, die ihrem Inhalte oder ihrer textlichen Überlieferung nach, Schwierigkeiten boten, am zweckmässigsten zu behandeln waren. Ist schon sicher nicht daran zu zweifeln, dass der junge emporstrebende Philologe sich eifrig bemüht haben wird, aus diesem Schatze möglichst viel für sich zu lernen, so hat eine andere Reihe von Politians Werken doch noch eine entscheidendere Wirkung auf ihn ausgeübt. Es sind das die orientierenden Einleitungsvorlesungen (praelectiones), die Politian in Florenz seinen Vorträgen über einzelne klassische Schriftsteller vorausschickte. Sie sind teils in Prosa, teils in flüssigen Hexametern geschrieben, zeichnen sich aber gleichmässig durch Wärme und hingebende Begeisterung aus, und man kann leicht ermessen, welchen bleibenden Eindruck die schwungvollen, enthusiastischen Worte, in denen Politian z. B. die dichterische Grösse Homers preist, auf das empfängliche Herz des jugendlichen Lesers ausgeübt haben. Dazu kommt aber, dass Politian mit diesen Stücken Melanchthons Geist eine ganz bestimmte Richtung wies. Stärker als fast alle anderen Humanisten bringt Politian nämlich die litterarhistorischen Gesichtspunkte zur Geltung und weist nach ihnen ganzen dichterichen Gattungen wie einzelnen Dichtern und ihren Kunstwerken den richtigen Platz an. So verfolgt er in seiner Einleitungsvorlesung zum Persius die Satire in ihre frühesten Anfänge und sucht ihr Wesen zu bestimmen; seine Manto gruppiert die Dichtungen Vergils und weiss jede derselben vortrefflich, wenn auch nur mit wenigen Strichen zu würdigen; seine Nutricia (Pflege) geben eine Art allgemeiner Einführung in die Poesie und entwerfen in grossen Zügen einen Überblick über die Geschichte der antiken Dichtung. Wer diese Schriften Politians liest und mit ihnen

etwa die litterarhistorische Übersicht vergleicht, die Melanchthon in der Einleitung zu seiner Terenzausgabe (1516) skizziert, der kann eine Ähnlichkeit gar nicht verkennen, aber die Anregungen Politians wirken auch in seinen späteren Arbeiten fort; die Art, in der er in seiner Wittenberger Antrittsrede die verschiedenen Epochen des geistigen Lebens gruppiert, erinnert an Politian, an dessen Betrachtungsweise man selbst noch in dem ersten Abschnitt der Rede bei Luthers Bestattung gemahnt wird.

Wirken somit die Anregungen, die Melanchthon in Heidelberg erhielt, doch tiefer und nachhaltiger, als man bisher gemeint hat, so war dennoch für die Entwicklung seines Geistes der Aufenthalt in Tübingen ungleich wichtiger, weil die geistige Nahrung, die ihm hier zufloss, dem Jüngling nicht mehr ausschliesslich durch Bücher, sondern hauptsächlich durch unmittelbare persönliche Einwirkung vermittelt wurde. Dazu kam, dass Tübingen weit mehr Bewegungsfreiheit bot, als Heidelberg. Denn obgleich auch hier die scholastische Theologie beherrschend im Vordergrunde stand, hatte sich doch ein reges wissenschaftliches Leben entwickelt. Freilich entzündete sich dies hier keineswegs, wie sonst so häufig, am Streit und Zusammenplatzen der Geister, vielmehr wirkten die Vertreter der verschiedensten Richtungen zunächst noch friedlich nebeneinander. Und diese Thatsache darf wieder als ein für die geistige Entwicklung Melanchthons günstiger Umstand betrachtet werden; er wurde nicht durch die Umstände gezwungen, allzufrüh Partei zu ergreifen; bei seiner Jugend würde er Kämpfen dieser Art kaum gewachsen gewesen sein, und es war eine glückliche Fügung, dass es ihm erspart wurde, innerlich und äusserlich Konflikte auszukämpfen, die bei seiner zarten Naturanlage sicherlich seine Individualität ungünstig beeinflusst hätten, sondern dass er sich in ruhiger und sorgfältiger Erwägung für die Richtung entscheiden konnte, auf die Neigung und Begabung ihn hinwiesen. Denn erst in Tübingen wurde Melanchthon vollständig zum Humanisten; erst hier gelang es ihm, die Schranken zu überwinden, die ihm die Verhältnisse und die jugendliche Schüchternheit in Heidelberg gesetzt hatten. Inwieweit dieser Anschluss an das neue Bildungsideal durch seine humanistischen Lehrer an der Tübinger Universität, etwa durch Heinrich Bebel oder Georg Simler, gefördert worden ist, lässt sich nicht entscheiden; ganz ohne Einfluss auf die endgiltige Hingabe Melanchthons an den Humanismus werden die beiden Männer sicher nicht gewesen sein. Im Übrigen scheint es allerdings nicht, als ob Bebel einen sehr bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung des Jünglings ausgeübt hat, wenn auch der pietätvolle Melanchthon den Tod des wackeren Humanisten (Ende 1517 oder Anfangs 1518) in einem sonst wenig belangreichen griechischen Gedichte beklagt hat.

Es ist schon darauf hingewiesen, wie sehr Melanchthon sich in Tübingen bemühte, auf möglichst vielen Wissensgebieten heimisch zu werden. Jurisprudenz, Medicin, Astronomie suchte er in den Kreis

seiner Studien zu ziehen; namentlich die zuletzt erwähnte Wissenschaft zog ihn mächtig an, was wohl hauptsächlich aus der Thatsache zu erklären ist, dass der Vertreter dieses Faches in Tübingen, Johannes Stöffler aus Justingen, durch seine Kenntnisse wie durch seine Persönlichkeit einen bedeutenden Eindruck auf ihn ausgeübt hat. Zeit seines Lebens hat Melanchthon diesem Manne dankbare Verehrung bewahrt, und so nachhaltig war die Einwirkung Stöfflers, dass Melanchthon sich während seines ganzen Lebens nicht mehr von den astrologischen Vorstellungen freimachen konnte, die sein Lehrer vertrat. Während sein Geist sonst durchaus auf klare Verständigkeit gerichtet war, zollte er in diesem Punkte dem abergläubischen Hange seiner Zeit seinen Tribut. — Aber neben diesem schönen Streben nach vielseitiger Bildung wurde doch das Gebiet, dem Melanchthons Hauptaufmerksamkeit zugewendet war, keineswegs vernachlässigt: die sprachlichen Studien nahmen vielmehr gerade in Tübingen einen besonderen Aufschwung und wurden durch die Bestrebungen des gleichgerichteten Freundeskreises, von dem bereits die Rede war, mächtig gefördert. Da es in Tübingen noch keine Professur für die griechische und hebräische Sprache gab, so musste Melanchthon sich durch eignes Streben weiter helfen und fand dabei an Oekolompad einen Mitarbeiter.

Das unerreichbare Vorbild, zu dem die Freunde bewundernd aufschauten, war hier ebenso wie in allen anderen humanistischen Kreisen Erasmus. Wie einem Schutzheiligen brachten sie dem anerkannten Humanistenhaupt den schuldigen Zoll ihrer Verehrung dar. Wenn Melanchthon dem lateinischen Stil seines Freundes Blarer das höchste Lob spenden will, so nennt er ihn erasmisch. So ist es auch gerade Melanchthon gewesen, der in dieser Zeit den typischen Ausdruck für die schwärmerische Hingebung gefunden hat, mit der die Humanistenschar ihrem Abgotte huldigte. Im Spätsommer 1516 verfasste er ein griechisches Gedicht, dessen lateinische Überschrift dem Erasmus die Namen zuerteilt, die die Römer dem Jupiter beizulegen pflegten: Philipp Melanchthon an den besten und grössten Erasmus. Auch der Inhalt des Gedichtes legt ein lebendiges Zeugnis von der Verehrung des Tübinger Freundeskreises für Erasmus ab: Zeus hat Apollo und die Musen zum Mahle eingeladen; um sie würdig zu bewirten und den Musen den ihnen erwünschtesten Trank zu kredenzen, lässt er sich von der Göttin der Beredtsamkeit das Nektar und Ambrosia spendende Füllhorn bringen, das mit den anmutigen und süssduftenden Redeblumen des Erasmus angefüllt ist. Dieses Gedicht und ein vielleicht noch etwas früher entstandenes griechisches Epigramm hat nun Melanchthon an den Gegenstand seiner Verehrung gelangen lassen, und obgleich derartige Huldigungen für Erasmus etwas ganz Gewöhnliches waren, wurde er doch schnell auf Melanchthon aufmerksam. Wir wissen, wie gut Erasmus die geistigen Fühlhörner auszustrecken verstand und die wissenschaftliche Leistungs-

fähigkeit des Einzelnen zu erkennen und abzuschätzen wusste; das zeigt er auch in seiner Beurteilung Melanchthons, dessen bedeutende Gaben er bereits 1516 mit einer bei ihm nicht häufig vorkommenden Wärme anerkannte.

Am 25. Januar 1514 bestand Melanchthon das Magisterexamen. Er erhielt damit das Recht, in der artistischen Fakultät Vorlesungen zu halten, während er zugleich nach der eigentümlichen Anlage des mittelalterlichen Universitätswesens noch Student in den oberen Universitätsfächern blieb. Einen eigentlichen Lehrauftrag für Beredsamkeit hat er wahrscheinlich erst Ende 1517 oder Anfang 1518 nach Bebels Tode erhalten. Ganz genau sind wir über die Gegenstände, die er zu Tübingen in seinen Vorlesungen behandelte, nicht unterrichtet; nur über die klassischen Schriftsteller, die er erklärte, besitzen wir einige Nachrichten. Danach hat er über Terenz, Vergil, Cicero und einige Bücher des Livius gelesen und im Jahre 1517 das Gedicht des Aratus von der Astronomie, das er auch in lateinische Verse umzugiessen begonnen, durchgenommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aus den Vorlesungen über Terenz seine erste bedeutendere wissenschaftliche Arbeit hervorgegangen, die Ausgabe des Terenz (1516). Die Ausgabe selbst zeigt, wie sorgfältig der junge Gelehrte die Forschungen des Auslandes, vor allem Italiens, verfolgte; war es doch noch nicht lange Zeit her, dass man hier das Versmass erkannt und es durch Absetzung der Zeilen zu verdeutlichen angefangen hatte — ein Verfahren, das jetzt auch Melanchthon nach dem Vorbilde der italienischen Gelehrten durchführte. Ebenso wichtig, wie die Ausgabe selbst, ist das ausführliche Vorwort, das ihr vorausgeschickt ist. In dem einleitenden Überblick, durch den Melanchthon den Leser über die wichtigsten Thatsachen der antiken Litteraturgeschichte, namentlich des Dramas der Alten zu orientieren sucht, zeigt sich, wie bereits hervorgehoben, deutlich der Einfluss Politians, aber die Anregungen, die Melanchthon von dem Italiener empfangen, sind vollständig verarbeitet, und durch eigenes ansgearbeitetes Studium der klassischen Dichter ergänzt und vertieft. Noch freier bewegt er sich in den an diese Übersicht sich anschliessenden Ausführungen: in ihnen sehen wir, dass er bereits in der Auffassung der antiken Autoren zu einem bestimmten Standpunkt sich durchgerungen und ihnen gegenüber eine Stellung eingenommen hat, der er im Wesentlichen während seines ganzen Lebens treu geblieben ist. Er betont nämlich vor Allem die sittliche Aufgabe, die die antiken Dichter zu erfüllen haben. Denn das klassische Drama verfolgte nach seiner Meinung einen ausgesprochenen moralischen Endzweck: seine Absicht war, durch Vorführung zur Tugend anspornender und vom Laster abschreckender Beispiele einen sittlich veredelnden Einfluss auszuüben. In diesem Sinne wird auch Terenz selbst von Melanchthon aufgefasst: Der Leser kann aus ihm nicht bloss eine angemessene und natürliche Sprache, sondern auch Regeln für die richtige Führung des Lebens lernen.

Der Einfluss Politians tritt noch in weit höherem Masse in der Rede über die sieben freien Künste hervor, die Melanchthon im Jahre 1517, man weiss nicht bei welcher Gelegenheit, an der Universität gehalten hat. Sie behandelt ein echtes Humanistenthema. Den Unterrichtsgegenstand der untersten oder Artistenfakultät an den mittelalterlichen Universitäten sollten nach einer von dem ausgehenden Altertum überkommenen Anschauung die sogenannten sieben freien Künste bilden. Unter dem alles beherrschenden Einflusse der Scholastik waren die übrigen Wissenschaften fast gänzlich durch die Dialektik verdrängt worden, der naturgemäss als der Hauptstütze des scholastischen Betriebes die grösste Aufmerksamkeit zugewandt wurde; nur der ebenfalls nicht zu entbehrenden Grammatik hatte man neben der Dialektik ein bescheidenes Plätzchen gegönnt. Bei ihrem Bestreben, den Unterrichtsbetrieb zu reformieren, drangen die Humanisten von vornherein auf eine Wiederherstellung des ganzen Kursus; es sollten nicht mehr einzelne Wissenschaften durch ihren übermächtigen Einfluss die anderen verdrängen, sondern einem jeden in dem Lehrsystem, das man Encyklopädie oder Orbis litterarum zu nennen pflegte, vertretenen Fache sollte die gleiche Bedeutung zuerkannt werden. Wiederholt hatten humanistische Redner von diesem Standpunkte aus die sieben freien Künste gepriesen; ihnen gesellte sich jetzt auch Melanchthon zu. Die von ihm gewählte Darstellungsform erinnert durchaus an Politian, der wiederholt für seine wissenschaftlichen Einleitungsvorlesungen mythologische Einkleidungen gewählt hatte; auch in der etwas geschraubten und pretiösen Sprache ist das Vorbild Politians nicht zu verkennen. Melanchthon erzählt, wie Merkur die siebensaitige Lyra erfunden und diese dem Apollo geschenkt habe; eine jede dieser Saiten wird nun mit einer der sieben freien Künste verglichen und wiederum eine jede Kunst unter den Schutz einer Muse gestellt; die beiden übrig bleibenden Musen, Calliope und Clio, geben dem Redner Gelegenheit, seinen humanistischen Standpunkt zur Geltung zu bringen: Poesie und Geschichte fallen ihnen als Wirkungskreis zu, „denn keine anderen Schriftsteller werden mit grösserem Erfolg und Nutzen gelesen, als Dichter und Geschichtsschreiber“. Sowohl die in der Encyklopädie vertretenen Künste, als auch die beiden durch den Humanismus neu eingeführten Lehrgegenstände, Poesie und Geschichte, werden schliesslich in den Dienst der Theologie gestellt. „Die Künste“, sagt Melanchthon gegen Ende seiner Rede, „sind Werkzeuge und gewissermassen Vorstufen jener gottgezeugten Weisheit; mit ihrer Hilfe kann der menschliche Geist die waltende Wundermacht der Gottheit erfassen, die vom Himmel auf die Erde herabgesandt worden ist . . . Die göttliche Weisheit, die inmitten der Schar der Künste sich niederlässt und einer jeden von ihnen sich mitteilt, ist ein alle Dinge mit Sicherheit umfassendes Wissen.“

Man würde jedoch sehr fehl gehen, wenn man aus dieser Verherrlichung der Theologie, in die die Rede ausklingt, den Schluss zöge,

dass Melanchthon damals von einem lebhaften theologischen Interesse beherrscht worden wäre. Was er vortrug, entsprach doch auch im Wesentlichen der bisher allgemein herrschenden Anschauung, nach der die Artistenfakultät vor allem eine Vorbereitung für die scholastische Theologie bieten sollte. Auch sonst sind irgendwie ausgeprägte theologische Neigungen bei Melanchthon in der Tübinger Zeit nicht nachzuweisen. Denn dass er eine ihm von Reuchlin geschenkte lateinische Bibel eifrig las und sich dadurch, dass er diese Lektüre sogar während des Gottesdienstes betrieb, dem Verdacht aussetzte, er lese in der Kirche profane Bücher — fällt kaum ins Gewicht; und wenn Melanchthon später berichtet, dass Reuchlin ihn auf Luthers Vorläufer und Geistesverwandten Johann Wessel aus Gröningen († 1489) aufmerksam gemacht habe, so kann man keineswegs daraus schliessen, dass Reuchlin oder Melanchthon sich eingehender in Wessels theologische Anschauungen vertieft hätten. Auch wenn Melanchthon sich enthusiastisch über des Erasmus Paraphrase zum Römerbriefe äusserte, so sind seine bewundernden Worte wohl kaum aus seiner Teilnahme an dem behandelten Stoffe, sondern aus seiner Verehrung vor dem humanistischen Meister zu erklären.

Ist somit auch ein ausgesprochenes theologisches Interesse bei Melanchthon in dieser Zeit nicht nachweisbar, so hat er doch natürlich sich damals auch diesem Wissensgebiet gegenüber nicht verschlossen; er erwarb sich eine ziemlich ausgebreitete Kenntnis der bedeutendsten scholastischen Systeme; auch in dem Streite, der damals die Anhänger der Scholastik in zwei grosse Heerlager teilte, hat Melanchthon insofern Stellung genommen, als er sich wie damals die meisten jüngeren Leute zu der Partei der Modernen, d. h. im Wesentlichen zu der nominalistischen Schule bekannte. Indessen wird die Beschäftigung mit der Scholastik durch den hergebrachten Gang der Studien veranlasst worden sein, und es ist nicht zu sehen, dass die geistige Entwicklung Melanchthons dadurch irgendwie berührt worden wäre. Vielmehr war er gerade in dieser Zeit mit einem Plane beschäftigt, dessen Ausführung der Scholastik die Grundlage unter den Füssen weggezogen haben würde. Die erste Anregung dazu scheint sein alter Lehrer Georg Simler in seine Seele gesenkt zu haben. Unter seiner Leitung trieb Melanchthon in Tübingen philosophische Studien, und dabei muss Simler ihn auf den griechischen Urtext des Aristoteles hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht haben, wie wenig die durch Araber und Juden vermittelten Bearbeitungen aristotelischer Schriften, auf denen die Scholastik ihr System aufgebaut hatte, von der wirklichen Geisteswelt des grossen Stagiriten eine Vorstellung zu geben im Stande wären. Melanchthon ging diesem Gedanken weiter nach und suchte durch den „verunstalteten, barbarisch übersetzten und ganz verdunkelten“ mittelalterlichen Aristoteles zur wahren Gestalt des griechischen Philosophen vorzudringen. Freilich waren die wissenschaftlichen Hülfsmittel, die ihm dabei zu Gebote standen,

ausserordentlich karg, aber sein erfinderischer Geist wusste sich zu helfen. Im Jahre 1517 erklärte der bereits erwähnte Franz Kircher (Stadianus) die Analytica posteriora des Aristoteles. Melanchthon las bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich die in den Schulen gebrauchte mittelalterliche Übersetzung durch, und diese hat ihn sicher in der durch Simler geweckten Überzeugung, dass durch die Art der Übertragung ein Verständnis der Schrift nicht zu ermöglichen sei, gestärkt. Der Wissensdrang des jungen Gelehrten gab sich aber mit der gewonnenen Einsicht nicht zufrieden; es genügte ihm nicht, erkannt zu haben, dass die vorliegende Bearbeitung unbrauchbar sei, sondern er strebte danach, das trübe, abgeleitete Wasser durch die ursprüngliche Quelle zu ersetzen. Das Zweckmässigste wäre nun allerdings gewesen, auf den griechischen Urtext der Schrift zurückzugehen, aber diesen konnte sich Melanchthon, wie es scheint, nicht verschaffen. Deshalb griff er zu der Paraphrase des aristotelischen Buches von Themistius, die ihm in der lateinischen Übersetzung des Hermolaus Barbarus vorlag, zog ausserdem noch einen alten christlichen Erklärer des Aristoteles herbei, und mit dem ihm eigenen Scharfblicke erkannte er auf Grund dieser unzulänglichen Hilfsmittel, dass Aristoteles thatsächlich einen ganz anderen Gegenstand behandle, als man bisher in den Kreisen der Scholastiker geglaubt hatte. Hier hatte man das Buch bisher unter die metaphysischen Schriften des Aristoteles eingereiht, während thatsächlich die Rhetorik darin behandelt wird. Melanchthon wies Franz Stadianus auf das von ihm gewonnene wissenschaftliche Resultat hin, und dieser sah, nachdem er das Buch mehrfach geprüft hatte, die Richtigkeit der Beobachtung Melanchthons ein. Aus ihren gemeinsamen Gesprächen über den Gegenstand entstand der Plan, eine Gesamtausgabe der Schriften des Aristoteles in ihrem griechischen Urtexte zu veranstalten; Stadianus ist zuerst auf den Gedanken gekommen; Melanchthon hat ihn mit dem Feuereifer der Jugend aufgegriffen und alsbald Mitarbeiter zu dem grossen Werke geworben. Es waren dies, wie er in der ersten Ankündigung des grossen Unternehmens (im Nachworte zu seiner griechischen Grammatik) mitteilt: Johannes Reuchlin, Willibald Pirkheimer, zu dem Melanchthon von Tübingen aus Beziehungen angeknüpft hatte, Georg Simler, Wolfgang Fabricius Capito und Johannes Oekolompad.

Es verlohnt sich wohl, bei diesem grossen Plane einen Augenblick stehen zu bleiben. Er ist nicht zur Ausführung gekommen, und deshalb kann es als ein müssiges Gedankenspinnen erscheinen, wollte man nähere Betrachtungen darüber anstellen. Dem ist indessen keineswegs so. Denn so gewiss es die Wissenschaft nur mit fertigen Leistungen zu thun hat, so wenig sind für die Erkenntnis der Persönlichkeit die Pläne und Entwürfe ausser Acht zu lassen; ja sie können zuweilen bessere Aufschlüsse gewähren, als zur Vollendung gebrachte Arbeiten Die grosse wissenschaftliche Gesamtanschauung von der Unzulänglichkeit des mittelalterlichen Aristoteles ist in diesem Falle Simlers Eigen

tum; der kühne Gedanke zu dem ganzen Unternehmen ist von Stadian ausgegangen. Aber Beides wurde erst durch Melanchthon fruchtbringend. Was Simler in grossen Linien angedeutet hatte, das suchte er in exakter Arbeit zunächst an einem einzelnen Teil des gewaltigen Gebäudes zu erproben; und erst auf Grund der Einzelbeobachtung, durch die Melanchthon mit sicherem wissenschaftlichen Takte die Richtigkeit der Anschauung Simlers erwiesen hatte, konnte der grosse Plan Stadians erwachsen. Auch die Art, in der Melanchthon den kühnen Plan Stadians zu verwirklichen suchte, ist ungemein charakteristisch; er begnügt sich nicht damit, nach der Art der Jugend im Allgemeinen für die Idee zu schwärmen, er hat vielmehr offenbar zunächst ruhig die Möglichkeit des Unternehmens erwogen und dann darüber nachgedacht, auf welche Weise es am zweckmässigsten durchzuführen sein würde. Da es Centralstellen, an denen grosse Bücher- und Handschriftenschätze aufgehäuft waren, damals so gut wie gar nicht gab, so war Teilung der Arbeit das einzig Mögliche. Wahrscheinlich gedachte Melanchthon einem jeden Mitarbeiter sein Arbeitsfeld zuzuweisen; sich selbst und Stadianus wollte er dann wohl eine Art redaktioneller Oberleitung des ganzen Unternehmens vorbehalten. In der ruhigen Besonnenheit, mit der Melanchthon diese Aufgabe angreift, sehen wir schon die Wirksamkeit des Mannes vorgebildet. Melanchthon gehörte nicht zu den überragenden Naturen, die dazu bestimmt sind, der Wissenschaft neue Bahnen aufzuschliessen und deren Spuren in der Entwickelung der geistigen Arbeit auch dann nicht zu verwischen sind, wenn die Wissenschaft über das von ihnen Geleistete längst hinausgekommen ist. Aber war ihm auch die schöpferische Kraft des Gedankens versagt geblieben, so besass er doch eine Eigenschaft, die für die gedeihliche Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens beinahe von der gleichen Wichtigkeit ist: er wusste die genialen Ideen, die anderen aufgegangen waren, neidlos in sich aufzunehmen und die Mittel zu finden, um sie ins Leben treten zu lassen und ihnen eine praktische Wirksamkeit zu sichern.

Wie fruchtbringend der Verkehr zwischen Melanchthon und seinen Lehrern sich gestaltet hatte, davon legt dieser Plan jedenfalls ein lebendiges Zeugnis ab. Es ist nicht zweifelhaft, dass das Verhältnis Melanchthons zu seinen Schülern ähnlich geartet war. Wären wir nicht durch ausdrückliche Zeugnisse von dem bedeutenden Einflusse unterrichtet, den Melanchthon schon damals auf seine Schüler ausgeübt, so würde uns die wissenschaftliche Hauptleistung seiner Tübinger Zeit, die aus Vorlesungen entstandene griechische Grammatik bezeugen können, mit welcher Sicherheit Melanchthon aus dem Wissensstoff das Notwendige auszuwählen und wie geschickt er dies dem Verständnis der Schüler zu erschliessen wusste. Die griechische Grammatik erschien 1518 in Hagenau. Melanchthon hatte sich selbst dorthin begeben, um die letzte Feile an sein Werk zu legen und den Druck persönlich zu leiten. Seit 1516 war nämlich der Drucker

Thomas Anshelm von Tübingen nach Hagenau übergesiedelt. Zu diesem Manne, den Melanchthon schon von Pforzheim her kannte, hatten sich in Tübingen innige Beziehungen ergeben. Die Drucker besassen damals meist selbst wissenschaftliche Bildung, und auch bedeutende Gelehrte verschmähten es nicht, in ihren Diensten als Korrektoren thätig zu sein. Eine solche Stellung bekleidete auch Melanchthon seit 1514 bei Anshelm; und einer beträchtlichen Anzahl von Werken meist humanistischen Inhaltes, die aus Anshelms Druckerei hervorgingen, hat Melanchthon seine nachbessernde Fürsorge zu teil werden lassen.

Während sich so das Wissensgebiet Melanchthons nach allen Seiten erweiterte, wurde ihm die Kenntnis einer wissenschaftlichen Methodenlehre vermittelt, die der auf klare Verständigkeit abzielenden Richtung seines Geistes durchaus entsprach und daher die nachhaltigste Wirkung auf ihn ausgeübt hat. Sein Freund Oekolompad schenkte ihm nämlich die Schrift Rudolf Agricolas: Über die dialektische Erfindung. Man kann sich denken, mit welcher Begierde Melanchthon nach dem Hauptwerke des Mannes gegriffen haben wird, dessen Lob er in Heidelberg so oft und eindringlich hatte verkünden hören. Und die hohen Erwartungen, mit denen er sicher an das Werk herangetreten ist, sollten nicht getäuscht werden. Denn hier fand er, was er lange vergebens gesucht hatte und was ihm die schulmässige Dialektik nirgends hatte bieten können: die Anleitung, einen wissenschaftlichen Stoff nach allen Seiten zu durchdringen und sich so geistig völlig zu eigen zu machen. Der Rat Agricolas, für jeden Gegenstand zuerst die Grundbegriffe (loci) festzustellen und aus ihnen dann die einzelnen sachlichen Gesichtspunkte abzuleiten, konnte sowohl für selbständige schriftstellerische Arbeit, als auch für die Erklärung litterarischer Werke nutzbar gemacht werden. Wie erfüllt jedenfalls Melanchthon von der neuen Geisteswelt war, die sich ihm in Agricolas Werk erschlossen hatte, lehrt der begeisterte Hymnus auf die Dialektik, den er in der besprochenen Rede über die sieben freien Künste anstimmt. Darin preist er die Dialektik als die Begleiterin der Litteratur, die den Umfang der gesamten geistigen Bethätigung umfasse; er greift auf das heftigste die Verächter dieser Wissenschaft an, in der er die „Mutter aller Künste“ und „ewige und unerschütterliche Erkenntnis der Wahrheit“ verehrt. Als ihre Hauptaufgaben bezeichnet er Erfindung und Anordnung; „denn die Begriffe aller Dinge, deren Zusammenhang und Ordnung, das alles legt sie in scharfer Prägung fein säuberlich dar“. In der etwas verschnörkelten und überladenen Bildersprache Politians sucht er die Bedeutung, die der Dialektik für das Gebiet des gesamten Wissens zukommt, zum Ausdruck zu bringen: „denn jener Vater des Handelsverkehrs, der Ocean, führt nicht so viel Reichtümer, so viele Schätze dem Erdkreis zu, als diese eine Kunst der Encyklopädie“. — Offenbar hat sich hier Melanchthon mit den würdigen Herren von der

Universität, in deren Gegenwart er die Rede hielt, einen kleinen Scherz erlaubt. Denn nach der Lage der Sache mussten sie glauben, Melanchthon spreche von der scholastischen Dialektik, während es doch eine ganz anders geartete wissenschaftliche Richtung war, der seine begeisterten Worte galten.

Im Übrigen hat sich Melanchthon bemüht, mit den Tübinger Vertretern der Scholastik im Frieden zu leben; noch in der eben erwähnten Rede bedenkt er die Anhänger des Duns Scotus mit einem Lob und rühmt sie wegen ihres Gedankenreichtums; auch zwischen den beiden scholastischen Parteien, deren heftige Fehden so oft die Eintracht an den damaligen Universitäten gestört haben, soll er mit Erfolg zu vermitteln gesucht haben. An dem guten Einvernehmen zwischen ihm und den Anhängern des alten Lehrsystems scheint auch seine Stellung zu dem Reuchlinschen Streite zunächst nichts geändert zu haben. Denn es war selbstverständlich, dass Melanchthon sich der streitbaren Schar der Reuchlinisten zuzählte, nicht bloss verwandtschaftliche Beziehung, sondern seine ganze Geistesrichtung wies ihm diese Stellung an. So hat er denn auch die Briefsammlung, welche dazu bestimmt war, der Welt die Männer vorzuführen, auf deren Unterstützung Reuchlin mit Sicherheit rechnen konnte, die „Briefe berühmter Männer“ mit einem Schreiben eingeleitet; wenn er auch darin den Streit überhaupt nicht erwähnte und die Briefe vor allem als Stilmuster empfahl, so war doch schon durch das begeisterte Lob Reuchlins, das er anstimmte, sowie durch die Thatsache, dass seine Worte an der Spitze des ganzen Werkes standen, sein Standpunkt auf das deutlichste bezeichnet. Wie sehr ihn jedenfalls die Reuchlinisten zu den ihren zählten, das sehen wir aus dem Gegenstück zu den Briefen berühmter Männer, den „Briefen der Dunkelmänner“. Im zweiten Teile des unübertrefflichen Buches wird auch Melanchthon erwähnt, und zwar in dem köstlichen Reisegedichte des Magisters Schlauraff, als dessen Verfasser mit höchster Wahrscheinlichkeit Ulrich von Hutten bezeichnet werden darf. Der unglückselige Magister Schlauraffius, ein treuer Anhänger der Kölner Dominikaner, erzählt in barbarischen Versen (die hier in möglichst entsprechender Weise deutsch wiedergegeben werden) von den Unbilden, die er auf seiner Reise von Reuchlins Anhängern zu erdulden hat:

Nach Tübingen nun zog ich fort; viel arge Gesellen sitzen dort,
Die neue Bücher machen und verächtlich die Theologen belachen;
Der allerelendste davon ist Philipp Melanchthon,
Wie ich das wohl erfuhr; drum that ich zu Gott den Schwur:
Säh' ich ihn tot darniederfallen, wollt ich zum heil'gen Jakob wallen.
Auch Bebel war da auf dem Plan und Johannes Brassikan
Und Paulus Vereander (Geräander), die schwuren alle miteinander,
Sie wollten mich schlagen, dass es krachte, wenn ich mich nicht aus dem Staube machte.

So kampfesfroh die Stimmung des Tübinger Kreises hier in der Schilderung eines offenbar gut unterrichteten Zeitgenossen auch erscheint, so hat Melanchthons Parteinahme für seinen Oheim doch schon um deswillen in Tübingen zu Zerwürfnissen kaum Veranlassung gegeben, weil die Tübinger Professoren, die der Scholastik anhingen, keineswegs Gegner Reuchlins waren. Der Theologe Jakob Lemp, von dem Melanchthon später zu erzählen pflegte, dass er das Dogma von der Transsubstantiation durch Zeichnungen an der Tafel klar zu machen gesucht habe, hatte sogar als Rechtsbeistand Reuchlin unterstützt, als dieser auf die Vorladung des Ketzermeisters Hochstraten in Mainz erschienen war. Die Rede über die sieben freien Künste, die aller Wahrscheinlichkeit nach im Herbst 1517 gehalten worden ist, bezeugt uns denn auch, dass Melanchthon damals (also drei Jahre nach dem Erscheinen der Briefe berühmter Männer) mit den scholastischen Theologen noch auf gutem Fusse stand; eine Polemik gegen den bisherigen Lehrbetrieb, der durch das Thema der Rede nahe gelegt war, hat Melanchthon offenbar absichtlich vermieden. Indessen kurze Zeit nachher, also Ende 1517 oder Anfangs 1518 muss sich das gute Verhältnis zwischen Melanchthon und den Vertretern der alten Richtung zu trüben begonnen haben. Was dazu die unmittelbare Veranlassung gegeben hat, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich aber werden wir den Grund in der allgemeinen Scheidung der Geister zu suchen haben, wie sie sich namentlich im Laufe des Jahres 1517 immer deutlicher vollzogen hat. Gerade in diesem Jahre erschien die sogenannte Apologie Pirkheimers für Reuchlin, worin der Gegensatz zwischen den Forderungen, die der Humanismus für die wissenschaftliche Behandlung der theologischen Wissenschaft aufstellte, und der Scholastik auf das schärfste herausgearbeitet war; Hutten gab die Schrift des Lorenzo Valla über die Unechtheit der konstantinischen Schenkung heraus und deckte in der an Leo X. gerichteten Vorrede mit schonungsloser Schärfe die kirchlichen Missbräuche auf, unter denen namentlich Deutschland zu leiden hatte; und wie sehr diese Gedanken alle Gemüter beherrschten, lehrt die Thatsache, dass selbst der zahme Wimpheling sich ihnen nicht entziehen konnte und höchstwahrscheinlich in diesem Jahre seine wuchtige „Rede des Volkes an Gott“ erscheinen liess, worin mit gewaltigen Worten geschildert wird, in welcher Weise namentlich das niedere Volk durch das Aussaugesystem der römischen Kirche bedrückt wurde. Die Anhänger des Alten, von denen vielleicht noch mancher etwas freier veranlagte Geist die scharfen Pfeile der Dunkelmännerbriefe als gute Spässe belacht hatte, mussten misstrauisch gegen eine Richtung werden, von der sie mit solcher Schärfe in ihren Lebensinteressen angegriffen wurden, und wie so oft hat sich dann diese Abneigung gegen die geistige Strömung in persönlichen Widerwillen gegen ihre Vertreter umgesetzt. Das musste jetzt auch Melanchthon erfahren; er wurde in gehässiger Weise angegriffen; auch in seinen amtlichen Beziehungen hatte er aller Wahr-

scheinlichkeit nach kränkende Zurücksetzungen zu erfahren. Durch diese persönlichen Erfahrungen wurde seine Haltung der Scholastik gegenüber von Grund aus verändert; dass durch die bisherige Studienordnung an den Universitäten zu Gunsten der Dialektik fast alle anderen in der Encyklopädie vertretenen Wissenschaften vollständig vernachlässigt worden waren, hatte Melanchthon in der so oft erwähnten Rede mehr angedeutet, als wirklich ausgesprochen und seiner Darstellung jedenfalls nicht die leiseste polemische Spitze gegeben. Wie wenig er schon einige Monate später (Mai 1518) geneigt war, noch weiter ähnliche Zurückhaltung zu üben, zeigen seine Worte in der Vorrede zu seiner griechischen Grammatik: „Die Studien, welche sowohl den Verstand als die Sitten bilden sollen, sind vernachlässigt; von encyklopädischem Wissen ist nichts vorhanden; was man Philosophie nennt, ist leerer, unfruchtbarer Trug, der nur Zank gebiert; die wahre Weisheit, die vom Himmel herabkam, um der Menschen Sinne zu lenken, ist verbannt.“ Auch den Feinden Reuchlins gedachte er jetzt mit schärferen Waffen entgegenzutreten; gerade in dieser Zeit (Januar 1518) trug er sich mit dem Plane einer Satire auf den Ketzerrichter Hochstraten, der allerdings nicht zur Ausführung gekommen ist.

Jedenfalls wurde ihm die letzte Zeit seines Tübinger Aufenthaltes ebenso durch die persönlichen Anfeinduugen, die er zu erdulden hatte, wie durch den engen, seinen Fähigkeiten und seinem Können nirgends entsprechenden Wirkungskreis, der ihm an der Universität angewiesen war, verbittert. Unter dem Eindruck aller dieser Widerwärtigkeiten erschienen ihm in den nächsten Jahren die Verhältnisse an der Tübinger Hochschule in dem dunkelsten Lichte. „Du kannst Dir nicht denken“, schrieb er im Herbst 1521 an Willibald Pirkheimer, „wie musenverlassen jenes Geschlecht ist. Und es herrschen dort die allerungelehrtesten Leute, wenn Du nicht etwa den Theologen Lemp, den ärgsten Faseler, zu den Gelehrten rechnen willst.“ Er fühlte, wie der Anfangsunterricht, den er hauptsächlich zu erteilen hatte, ihn geistig niederzog und wünschte sehnlichst den drückenden Verhältnissen dieses „Arbeitshauses“ entrissen zu werden. Deshalb musste er mit Freuden eine Berufung begrüssen, die durch Reuchlins Vermittelung an ihn gelangte. Friedrich der Weise hatte sich im April 1518 an Reuchlin mit der Bitte gewandt, ihm für die Universität Wittenberg je einen Lehrer der griechischen und der hebräischen Sprache zu empfehlen, und Reuchlin schlug für die griechische Professur seinen Neffen Melanchthon vor. Für ganz kurze Zeit wurde in Wittenberg diese Angelegenheit noch verzögert; man hatte hier noch einen anderen Bewerber für diese Stelle, den trefflichen Leipziger Humanisten Petrus Mosellanus, den namentlich Luther und der einflussreiche Hofkaplan Friedrichs des Weisen, Spalatin, empfahlen. Doch fürchtete man sich, Reuchlin zu verletzen, wenn man auf seinen Vorschlag nicht einginge, und so entschied sich Friedrich der Weise für

Melanchthon. Allbekannt sind die Worte, mit denen Reuchlin am 24. Juli 1518 seinem Neffen von der erfolgten Entscheidung Mitteilung machte und ihn ermahnte, den Ruf anzunehmen, was denn auch geschah: „Hier ist“, schrieb er, „der Brief des trefflichen Fürsten, von seiner eignen Hand unterzeichnet, in welchem er dir die Stelle und seine Gunst verspricht. Ich will dich jetzt nicht poetisch anreden, sondern mit jener wahren Verheissung, die Gott dem gläubigen Abraham gab: »Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen will, und ich will dich zum grossen Volk machen, und will dich segnen, und dir einen grossen Namen machen, und du sollst ein Segen sein.« Dies sagt mir der Geist, dies hoffe ich von dir, mein Philipp, du mein Werk und mein Trost. Komm also frohen und heitern Muts ..... Dies ist mein Rat; sei unerschrocken, sei kein Weib, sondern ein Mann; der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.“ —

Sucht man nun die bisherigen Grundlinien der geistigen Entwicklung Melanchthons zu zeichnen, so lassen sie sich etwa folgendermassen zusammenfassen. Die sorgfältige wissenschaftliche Überwachung, die ihm in dem Kindheitsalter zu teil wird, schützt seinen Geist vor der Überreizung, die bei ungewöhnlich früh entwickelten Kindern so häufig eintritt, und weiss eine stetige Entfaltung der reichen Geistesgaben, die in ihm schlummern, herbeizuführen. Eine sichere grammatische Grundlage bringt er schon auf die Universität mit und vermehrt sein bedeutendes Wissen auf diesem Gebiete durch beständiges Selbststudium und im Wetteifer mit gleichgerichteten Freunden, Politian erweitert seinen Horizont; er erschliesst ihm die Schatzkammern der antiken Litteratur und lehrt ihn, diese unter bestimmten litterarhistorischen Gesichtspunkten zu betrachten; Rudolf Agricola regt ihn dazu an, die antiken Litteraturwerke auf ihre leitenden Grundgedanken, ihren Aufbau, ihre schriftstellerische Technik hin zu untersuchen und die so gewonnenen Resultate für eigne schriftstellerische Arbeit und Stillehre zu verwerten. In der sorgfältigen Kleinarbeit des Gelehrten, in der feinspürigen Sicherheit, die bei jeder wissenschaftlichen Aufgabe das zunächst Notwendige rasch zu erkennen und sie in der richtigen Weise anzugreifen weiss, zeigt sich seine Hauptstärke; kühne, tief in die Entwickelung der Wissenschaft eingreifende Pläne sind nicht seine Sache; werden sie ihm aber von anderer Seite vermittelt, so versteht er nicht nur, sie mit sicherem Blicke rasch in ihrer Bedeutung zu erfassen, sondern er findet für sie auch die praktische Form, die es ihnen erst ermöglicht, ins Leben zu treten und eine entscheidende Wirkung auszuüben. Die überwiegend praktische Richtung seines Geistes offenbart sich auch in dem grossen Lehrgeschick, welches durch das Vorbild der vortrefflichen pädagogischen Führer seiner Jugend frühzeitig geweckt, sich immer schöner entwickelt; bereits zeigt sich auch, dass seine pädagogischen

Bestrebungen ebenso auf Bildung und Festigung des Charakters wie auf Vermehrung des Wissens abzielen; eine moralische Wirkung erhofft er nach einer im deutschen Humanismus weit verbreiteten und für ihn höchst charakteristischen Anschauung von der Lektüre der klassischen Dichter. So sehen wir schon in Melanchthons Frühzeit alle Keime seiner künftigen Wirksamkeit vorgebildet: wir erkennen die Grundzüge der eigentümlichen Leistungen, denen der Lehrer Deutschands, der Organisator der Gedanken Luthers seine einzigartige Stellung verdankt. Nur die grosse religiöse Richtung, innerhalb deren alle diese Anlagen erst ihre wirkliche Bedeutung erlangen sollten, fehlte noch. Die geistige Freiheit, diese vorurteilslos in sich aufzunehmen, hat er sich in der letzten Zeit seines Tübinger Aufenthaltes errungen. Durch den Wimphelingschen Kreis war er frühzeitig für eine versöhnliche Richtung gewonnen worden, die die Errungenschaften des Humanismus nur soweit sich anzueignen strebte, als es sich mit der weitgehendsten Schonung des Hergebrachten vereinigen liess. Der junge Melanchthon musste sich von derartigen Bestrebungen umsomehr angezogen fühlen, als sie einem wichtigen Zuge seines Gemütslebens entgegenkamen, der durch Naturanlage bedingt und durch die Ergebnisse einer sorgsam überwachenden Erziehung besonders stark ausgebildet worden war. Die friedliche, durch keinen Misston entweihte Stille, innerhalb deren sich seine erste Entwicklung vollzog, das Vorbild seines Vaters, die Mahnung seines Lehrers Unger — alles das hatte ihm einen Widerwillen gegen den lauten und lärmenden Zwist eingeflösst und in ihm die Neigung erweckt, durch friedliches und nachgiebiges Wesen zu vermitteln und die schroffen Gegensätze möglichst abzuschwächen. Diese Charaktereigenschaft erklärt es, warum der Knabe sich durch die Tendenzen des Wimphelingschen Kreises so sympathisch berührt fühlte. Wenn er sich nun auch in Tübingen bald entschieden dem Humanismus zuwandte, so wirkte doch die frühere Richtung noch nach, und die Gestaltung der Tübinger Verhältnisse bis Ende 1517 ermöglichte es ihm, mit den Vertretern der Scholastik im besten Einverständnis zu leben. Gegen Ende seines Tübinger Aufenthaltes aber musste er es an sich selbst erleben, dass dieser Zustand unhaltbar war, und diese persönliche Erfahrung ist für seine weitere Entwicklung von der grösten Wichtigkeit geworden. Trotz der liebenswürdig-vermittelnden Zuvorkommenheit, die er sicher an den Tag gelegt hat, blieben ihm bittere Anfeindungen nicht erspart, weil die Anhänger der Scholastik in ihm den Vertreter einer Richtung sahen, durch die sie sich in ihrem Ansehen und ihrem Besitzstande gefährdet fühlten. Melanchthon musste an sich selbst erkennen, dass die Kluft zwischen Humanismus und Scholastik unüberbrückbar, dass ein entscheidender Kampf zwischen den beiden geistigen Mächten unvermeidlich war; denn nur wenn die ältere hemmende Richtung niedergeworfen und beseitigt wurde, war es möglich, Raum für eine gedeihliche Entwicklung der Wissenschaft zu schaffen.

Das war das Resultat der Erlebnisse Melanchthons in der letzten Tübinger Zeit; er hatte sich von der Notwendigkeit des Kampfes überzeugt und war entschlossen, ihn aufzunehmen; in wie kampfesfroher Stimmung er Tübingen verliess, lehrt der Eingang der Rede, mit der er sich in Wittenberg einführte: „Ich habe mich der Aufgabe unterzogen, die Sache der Wissenschaft gegen die zu führen, die als Barbaren mit barbarischen Mitteln, nämlich mit Gewalt und Trug, überall in den Schulen Titel und Vorrechte der Gelehrten sich angemasst haben und noch immer durch fast schurkische Umtriebe die Geister niederhalten.“

(Schluss folgt.)

Besprechungen.

Dr. W. Tangermann, Morgen und Abend. Erinnerungen, Lebensbilder und Selbstbekenntnisse. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1895. XIX, 264 S. 4 M. geb. 5 M.

Es ist kein historisches und kein pädagogisches Werk, keine Monographie, die sich mit den von uns angeregten oder erörterten Aufgaben und Zielen beschäftigt, dies Buch Tangermanns, aber doch eine Schrift, die (ebenso wie alle anderen Schriften des Verfassers) so sehr den Geist atmet, den wir im Sinn des Comenius zu verbreiten wünschen, dass wir ihm gerade unter unseren Mitgliedern die weiteste Verbreitung wünschen. Tangermann — der Name des ehrwürdigen altkatholischen Geistlichen in Köln, der im nunmehr fast vollendeten 82. Lebensjahre (geb. zu Essen am 6. Juli 1815) noch immer an den geistigen und religiösen Fragen und Kämpfen der Gegenwart thätigen Anteil nimmt, ist gewiss den meisten unserer Mitglieder bekannt — Tangermann, sage ich, verkörpert in seiner Persönlichkeit und in seinen Prinzipien die Grundsätze der Männer, die wir zu den Geistesverwandten und Vertretern comenianischer Weltanschauung zählen, und wir sind der Überzeugung, dass es besser um unser Volk stände, wenn Männer dieser Denkart weniger selten wären als sie es heute sind. Wohl mag es sein, dass ein jüngeres Geschlecht Männer sich zu Führern wünscht, die lebhafter in ihrer Abneigung, leidenschaftlicher in ihrer Liebe und überhaupt stürmischer in ihrem Empfinden sind; aber diese Jugend sollte nicht vergessen, dass sie an Charakter, an Festigkeit, Kampfesmut und Treue in Männern wie Tangermann Vorbilder besitzt, die immer seltener werden, und dass da, wo mit achtzig und mehr Jahren das Feuer warmer Begeisterung noch immer nicht erloschen ist, in jüngeren Jahren sicherlich die helle Flamme leidenschaftlichen Empfindens vorhanden gewesen sein muss. Wenn ein Mann wie Tangermann, der die ereignisreiche Zeit von der Juli-Revolution bis heute denkend und handelnd durchlebt hat, über das Wollen und Vollbringen eines kampf- und opferreichen Lebens Rechenschaft giebt, wie es die vorliegenden „Erinnerungen und Selbstbekenntnisse“ thun, so darf man erwarten, dass auch diejenigen in einem solchen Buche vieles Wertvolle finden werden, die dem Verfasser niemals geistig oder persönlich näher getreten sind. Alle

Memoiren haben ihren Reiz und zwar um so mehr, je individueller die Färbung ist, die sie tragen; wenn wir an Tangermanns Selbstbiographie etwas auszusetzen haben, so ist es die Wahrnehmung, dass des Verfassers Bescheidenheit ihn veranlasst hat, das rein Persönliche und Individuelle mehr zurücktreten zu lassen, als wir unserer Empfindung nach und angesichts des inneren Wertes gerade dieser Persönlichkeit wünschen möchten; die mannigfachen allgemeinen Betrachtungen und Reflexionen, die der Verfasser eingestreut hat, entschädigen uns an sich, so sehr wir denselben zustimmen, nicht für den Wegfall mancher persönlichen Züge, die der Verfasser sicherlich hätte geben können. Es ist die Aufgabe der Einzelnen wie der Gemeinschaften und der Nationen, sich in ihrer Eigenart auszuleben, und der Reiz, den eine eigenartige Persönlichkeit auf denjenigen ausübt, der sich dem vollen Eindruck derselben hingiebt, ist durch nichts anderes zu ersetzen. Nicht als ob die „Selbstbekenntnisse" Tangermanns der persönlichen Züge ganz entbehrten, aber der Geist des Verfassers ist so sehr auf das Allgemeine gerichtet, dass er den Leser immer wieder auf Betrachtungen über Natur und Geisteswelt führt, wo wir von ihm und nur von ihm zu hören und zu lesen wünschen. Gleichwohl kann der Kreis der zahlreichen Freunde und vor allem die altkatholische Kirche, der der Verfasser angehört, sich dazu beglückwünschen, nicht nur, dass sie einen solchen Mann den ihren nennen dürfen, sondern dass sie ein Lebensbild von ihm besitzen, das von seiner eigenen Hand gezeichnet ist. L. K.

Kantstudien. Philosophische Zeitschrift unter Mitwirkung von E. Adickes, E. Boutroux, Edw. Caird, L. Cantoni, J. E. Creighton, W. Dilthey u. a. herausgegeben von Dr. Hans Vaihinger, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Halle a. S. — Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss. 1. Bd. 12 M.

Von dieser neuen in zwanglosen Heften, welche zu Bänden von etwa 30 Bogen zusammengefasst werden, erscheinenden Zeitschrift sind bis Dezember 1896 zwei Hefte veröffentlicht. Dem Programm entsprechend, welches nicht bloss die Erforschung der sachlichen und psychologischen Bedingungen der Entstehung der Kantischen Philosophie, sondern auch eine gründliche Durchleuchtung derselben im ganzen wie im einzelnen und eine sich daran anschliessende Würdigung umfasst, zeigen diese Hefte, zumal die Probenummer, eine grosse Mannigfaltigkeit des Inhalts. Als etwas völlig Neues bei einer philosophischen Zeitschrift macht sich aber in derselben ein internationaler Charakter bemerklich. Dieser folgt mit Notwendigkeit aus der mächtigen Einwirkung Kants auf das gesamte Geistesleben der europäischen und aussereuropäischen Kulturvölker. Schon dieses erste Heft enthält Beiträge von Amerikanern, Engländern und Franzosen in deren Originalsprachen, und ausser von ihrer Nation ist auch von der italienischen je ein Vertreter in den Redaktionsausschuss der Zeitschrift eingetreten, welche Jahresberichte

über Kantpublikationen aus den Hauptländern Europas und ausser aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika auch aus einem Lande Asiens, aus Japan, bringen wird.

Die von Kant bereits gewonnene Weltstellung lässt sich in der Vergangenheit einzig mit derjenigen des Aristoteles im lateinischen Mittelalter vergleichen, findet aber einen den modernen Verhältnissen entsprechenden sehr andersartigen Ausdruck schon insofern, als jedes Volk seine eigene Sprache behauptet. Für die Zukunft aber dürfen wir von der Beschäftigung mit Kant wohl weit Grösseres hoffen, als Aristoteles einst gewähren konnte. Denn unter der Führung unseres grossen philosophischen Landsmannes, des Weisen von Königsberg, wird vielleicht endlich ein endgültiges System der Philosophie zustande kommen. Dieser Hoffnung steht nicht etwa das Zusammentreffen der grössten Gegensätze auf Kantischem Boden, auf welches auch der Herausgeber S. 4 des ersten Heftes aufmerksam macht, entgegen, von Bestrebungen, deren jede Anspruch auf Übereinstimmung mit Kant und auf die wahre echteste Vertretung des Kriticismus erhebt. Denn ein endgültiges Gebäude der Philosophie, ein Wohnhaus für das menschliche Geschlecht, muss für eine grosse Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, ja für Gegensätze in sich Raum bieten. Es wird und muss etwas völlig Anderes sein als das Enge, worauf die Engheit erster Jünger und Nachfolger Kants Schöpfung der kritischen Philosophie zunächst eingeschränkt hat.

Dadurch, dass man diesen Zweck der Herbeiführung eines endgültigen Systems der Philosophie etwas stärker in dem Programm dieser Zeitschrift betont, würde vielleicht am wirksamsten dem Überwuchern von „Kantphilologie“ gesteuert, einer nicht zu unterschätzenden Gefahr solcher „Kantstudien“.

In dem zweiten Hefte derselben, S. 237, findet sich im Eingange zu den „Losen Blättern aus Kants Nachlass“ von E. Adickes der Satz, dass um 1800 Kantische Philosophie vor allem Parteisache gewesen sei; „heutzutage ist sie in erster Linie Gegenstand historischer Erforschung“. Ist dieser Satz richtig, wofür er zu halten sein dürfte, so erhellt, wie nahe der neuesten Beschäftigung mit Kant die Gefahr liegt, in Kantphilologie oder in ein blosses Kleinkauen Kantischer Sätze und Formeln auszuarten. Nimmt es sich nun aber in „Kantstudien“ nicht etwas seltsam aus, wenn man darin wie Adickes im erwähnten Aufsatz über die mit der neueren Kantbewegung verbundene Gefahr der Versimpelung, Zersplitterung und Kleinigkeitskrämerei jammert und dem gegenüber von einer „kommenden goldenen Zeit“ schwärmt, wo der Strom der Kantbewegung wieder mehr eingedämmt sei? Da ist es doch gewiss ratsamer, dasjenige, was mehr im Sinne der älteren noch jugendfrohen und mutigen Beschäftigung mit Kant sein würde, nämlich das Hinarbeiten auf ein endgültiges System der Philosophie, mit Entschiedenheit ins Programm der Zeitschrift aufzunehmen und sich so der drohenden Gefahr geradezu entgegenzuwerfen.

Noch hätte Recensent gern gesehen, wenn unter die Zwecke der „Kantstudien" auch Bemühungen für Lösung derjenigen Aufgabe aufgenommen wären, welche nach häufigeren Äusserungen Kants vorzüglich als seinem Sinne entsprechend zu bezeichnen ist: nämlich Versuche der Umgiessung des ganzen Kantischen Werkes und seiner Teile in eine ganz andere, neue Form. Wenn Kant einmal meint, dass sich noch mehrere „Künstler" an seinem Unternehmen versuchen müssten, so hat er damit jedenfalls auf mehr als eine bloss äusserlich glattere, gleichsam mehr geleckte Darstellung hinweisen wollen. Dass sein Werk bereits in seiner Form bleibenden Bestand haben werde, scheint sogar Kant nach einer aus seinem Nachlass veröffentlichten Notiz überhaupt nicht erwartet zu haben.

Das Eintreten für die letzterwähnte Aufgabe dürfte sich, beiläufig, als ein zweites wirksames Mittel empfehlen, um dem Versinken in die Kleinigkeitskrämerei blosser Kantphilologie zu wehren.

Der neuen philosophischen Zeitschrift, die dem deutschen Namen im Anschluss an ein grosses deutsches Unternehmen der Vergangenheit neue Ehre für die Zukunft in Aussicht stellt, ist eine freundliche Aufnahme und thätige Unterstützung von seiten des Publikums zu wünschen. Dr. H. Romundt.

E. Bodemann. Die Leibniz-Handschriften der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover. Hannover u. Leipzig, Hahn. 1895. V u. 339 S. gr. 8°. 7 M.

Als dritten und letzten Teil seines Katalogs hat Bodemann ein Verzeichnis der Leibniz-Handschriften herausgegeben. Mit minutiöser Genauigkeit sind hier Titel, Inhalt und Schreiber nicht nur der grösseren abgeschlossenen Aufsätze und Werke, sondern auch der zahllosen Entwürfe, Zettel u. s. w. angegeben. Einzelnes ungedruckte, das mit immer mehr verblassender Tinte geschrieben ist, wird im Wortlaut mitgeteilt, so eine Reihe von deutschen und lateinischen Gedichten. Entsprechend der Universalität von Leibniz berührt die Sammlung alle Gebiete des menschlichen Wissens, Theologie, Naturwissenschaften wie Kriegskunst und politische Geschichte. Wir müssen uns darauf beschränken, aus dem Inhalt, der in 41 Abteilungen gegliedert ist, flüchtig auf dasjenige hinzuweisen, was für die Bestrebungen unserer Gesellschaft am meisten Interesse bietet. Das dürften einmal die umfangreichen Bände sein, in denen die Irenica enthalten sind. Neben Aufsätzen und Briefen von Leibniz ist hier eine Sammlung von Schriften und Briefen anderer Verfasser über diesen Gegenstand verzeichnet, so von Molan, Jablonski, Alberti, Spener u. s. w. Daneben heben wir die zahlreichen Stücke hervor, die sich auf die eifrigen Bestrebungen Leibniz' beziehen, Akademien in Wien, Berlin, Dresden, Petersburg zu gründen. Gerade diese sind allerdings schon fast alle eingehend benutzt und gedruckt. Nicht nur für den Leibnizforscher, sondern für jeden, der sich mit der Geistesgeschichte seiner Zeit beschäftigt, bietet das Buch eine wertvolle Zusammenstellung. L. M.

Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts. Von Dr. Rudolf Wolkan. Prag, k. u. k. Hofbuchdruckerei A. Haase. 1894. XVI u. 538 S. Lex. 8^{0}. 20 M.

Zu den charakteristischen Zeichen der wissenschaftlichen Bewegung unserer Zeit gehört das Erscheinen von zusammenfassenden Darstellungen, die den Stand der Erforschung kennzeichnen und Anregungen zu weiteren Studien geben. Unter diesen Arbeiten nimmt das vorliegende Werk einen hervorragenden Platz ein. Der Verfasser hat seine gründliche Kenntnis der deutschen Litteratur in Böhmen schon in wichtigen Veröffentlichungen bethätigt und beweist sie auch hier namentlich in den beinahe 70 grosse, enggedruckte Seiten füllenden Anmerkungen. Einen doppelten Zweck verfolgt die Arbeit. Sie will Nachfolger wecken, die mit gleicher Liebe der Erforschung des Kulturlebens der Deutschen in Böhmen und ihrer litterarischen Bestrebungen sich widmen. Als besonders fruchtbare Gebiete werden Pädagogik und Humanismus bezeichnet. Ausserdem soll das Interesse für die deutsche Litteratur Böhmens auch weiteren Kreisen erschlossen werden. Denn ausser einzelnen mittelalterlichen Namen und der reformatorischen Persönlichkeit des Mathesius war wenig aus jener bekannt. Dieses zweite Ziel dürfte der Verfasser um so mehr erreichen, als die Darstellung sich durch anziehende Form auszeichnet. In 6 Abschnitte hat der Verfasser den Stoff eingeteilt. Der erste behandelt die Entwickelung des Deutschtums in Böhmen; er ist übrigens — gegenüber der bescheidenen Meinung des Verfassers — durch Neuwirths vortreffliche Einleitung zu seiner Geschichte der deutschen Kunst in Böhmen nicht überflüssig geworden. Aus dem 2. Abschnitte, der das Schulwesen behandelt, sei als neuer Gesichtspunkt in der Darstellung die entscheidende Wendung im 16. Jahrhundert hervorgehoben, wo das Schulwesen sich von der Oberaufsicht der Prager Universität frei macht und auf eigene Füsse stellt. Es folgt die Darstellung des Humanismus, die namentlich auch die Beziehungen Böhmens zu den Nachbargebieten in gelungener Weise zur Darstellung bringt. Erwähnt sei als einziges Beispiel Paul Niavis, der, als Lehrer wie als Stadtschreiber thätig, die Ziele des Humanismus in Sachsen und Böhmen vertrat, eine Reihe von Freunden besass und zahlreiche Schriften verfasst hat. Aus dem folgenden sei noch der 6. Abschnitt hervorgehoben, der beinahe die Hälfte des Buches umfasst und die Reichhaltigkeit und ausserordentliche Mannigfaltigkeit der reformatorischen Litteratur auch in Böhmen zeigt. Mit Spannung darf man dem vom Verfasser in Aussicht gestellten Buche über den Einfluss der deutschen Litteratur auf die tschechische entgegensehen; auch die Studie über die Metrik dürfte für die Geschichte der Dicht- und Verskunst über Böhmen hinaus von Wichtigkeit sein. Hervorgehoben sei noch die schöne Ausstattung, die die Verlagshandlung dem Werke hat angedeihen lassen. Georg Müller.

A. Carnap, geb. Dörpfeld, Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Aus seinem Leben und Wirken. Gütersloh, C. Bertelsmann 1897. VII u. 664 (mit einem Bildnis D.'s). geb. Mk. 6.

Als Dörpfeld einst an einen süddeutschen Freund die Aufforderung richtete: schreiben Sie Ihre Biographie!, begründete er seinen Wunsch mit den Worten: „Ihr Leben ist so reich und instruktiv für Jung und Alt, wie es nicht viele giebt. Reich in jedem Betracht und darum auch lehrreich in jedem Betracht. Es wäre ein grosser Schade, wenn es unbeschrieben bliebe" (S. 586). Das Wort trifft, so sehr sich auch der bescheidene Mann gegen ähnliche an ihn gerichtete Aufforderungen sträubte, in seinem Vollsinn für Dörpfelds eigenes Leben zu. Darum begrüssen wir mit Freuden die vorliegende Biographie, in der seine älteste Tochter, die gleichgesinnte Mitarbeiterin in seiner Berufsarbeit und die treue Pflegerin seines Alters, warmherzig und verständnisvoll das Leben und Wirken des entschlafenen Vaters geschildert hat. Wer bis dahin nur die fachwissenschaftlichen Arbeiten Dörpfelds kennen gelernt hat und ihn als selbständigen Forscher auf pädagogischem Gebiete schätzt, der wird ihn aus dieser Lebensbeschreibung als Menschen lieben lernen und klarer verstehen, wo bei ihm die starken Wurzeln seiner Kraft ruhten, die sich auch in dem gebrochenen Körper des Leidgeprüften unermüdlich thätig erwies. Und wer das Buch mit steigender Teilnahme liest, ohne Dörpfelds Schriften vorher gekannt zu haben, bei dem wird sicher der Wunsch wach werden, auch aus seinen eigenen Schriften Antrieb und Belehrung zu schöpfen; und so wird, wie Dörpfeld es gelegentlich in seiner anschaulichen Bildersprache ausdrückte, diese Lebensbeschreibung auch „der beste Vorspann" für seine Schriften sein und zur Verbreitung seiner bedeutsamen pädagogischen Gedanken und zur Klärung in Fragen der Erziehung überhaupt beitragen.

Die beiden Richtungen im geistigen Leben seiner bergischen Heimat, die höchst anziehend mit liebevollem Eingehen in ihre Eigenart und durch Vorführung besonders klar ausgeprägter Beispiele in den ersten Abschnitten behandelt werden, scheinen sich in Dörpfeld zu höherer Einheit verschmolzen zu haben: Tersteegensche Innerlichkeit und Gemütstiefe und Klarheit und Schärfe des Denkens, verbunden mit dem Streben, alles, was das Innere erfüllt, ins werkthätige Leben zu übertragen. Daraus erklärt es sich, dass der Mann, dem Klarheit und Anschaulichkeit als eins der höchsten Ziele vor Augen schwebte, es doch unbefangen als ein wichtiges Merkmal aller „Lichtmenschen" bezeichnet, dass ihre Gedanken und Darstellungen häufig eine gewisse Dunkelheit, Unbestimmtheit und Unklarheit an sich tragen. Er weiss, es rührt daher, „dass sie beim Schreiben Ringende waren, noch nicht Sieger über alle Finsternisse, und dass sie vermöge ihres stärkeren Verlangens nach Erkenntnis, nach Licht, mit dem Mass von Einsicht, das sie besassen, und womit andere sich gern begnügt haben würden, sich eben nicht begnügten, sondern noch tiefer schauen wollten".

(S. 467.) In diesem Sinne ist er selbst Zeit seines Lebens ein ringender Lichtmensch gewesen, ein Mann der Sehnsucht wie Comenius, „den er oft mit Liebe und Verehrung genannt, zu dessen Studium er seine Amtsgenossen anzuregen und zu begeistern wusste“, und dessen Bildnis deshalb in seiner Stube im Wupperfelder Schulhaus über dem Sopha an einem Ehrenplatze hing. (S. 390 ff.) Gerade dies unablässige innere Ringen verleiht seinem Lebensgange, so wenig es äusserlich an grossen Schicksalen und Ereignissen bietet, einen besonderen Reiz. Vor aller Einseitigkeit war er dadurch von selbst geschützt. Wohl stand er mit den Bewohnern des nahen Pfarrhauses während seiner Wirksamkeit als Rektor in Barmen-Wupperfeld in nachbarlichem, ja freundschaftlichem Verkehr, mit Männern wie Leopold Schultze und Emil Frommel, aber seine Eigenart wurde dadurch auf religiösem Gebiete ebensowenig beeinträchtigt wie auf pädagogischem Gebiete durch persönliche Berührung mit Pädagogen wie Schürmann, Landfermann, Frick und Rein, die alle offen bekannten, mannigfache Anregungen von dem schlichten Rektor auch für ihr Wirken in anderem Kreise empfangen zu haben. — Ein schönes Wort Tersteegens pflegte Dörpfeld gerne zu gebrauchen (vgl. S. 225): „Der Christ muss sein wie ein Zirkel. Wenn der eine Zirkelfuss feststeht, so mag der andere so weit ausgreifen, wie er will, — immer wird er einen vollkommenen Kreis beschreiben“. Und dies Wort ist thatsächlich der Leitstern für sein eigenes inneres Leben gewesen. „Mit Taulerus,“ bekennt er einmal in einem Briefe (S. 413), „und Thomas von Kempen bin ich gut katholisch, mit Dr. Luther und Johann Arnd gut lutherisch, mit Tersteegen gut reformiert und mit Melanchthon, Spener, Bengel und Oetinger gut unionistisch; kurz: ein guter deutscher evangelischer Christ.“ Manches schiefe Urteil über das Wupperthal wird zweifellos eine Berichtigung durch die vorliegende Lebensbeschreibung erfahren. Höher aber schlagen wir es noch an, dass die unglaublich verworrenen Anschauungen über die Volksschule hier auf dem einfachsten und wirkungsvollsten Wege abgeklärt werden, nämlich durch liebe- und lebensvolle Schilderung der Schulthätigkeit Dörpfelds in Barmen. Vorbildlich bleibt zwar nicht das Patriarchalische der Verhältnisse, die Dörpfeld 1849 dort vorfand, wohl aber der Charakter der Familienhaftigkeit und Naturwüchsigkeit, für den Dörpfeld mit vollem Recht stets bis zu seinem pädagogischen Testament über „das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung“ eingetreten ist. Vorbildlich bleibt vor allem auch die hohe, edle Auffassung von seinem Beruf, die der junge Rektor in unermüdlicher Arbeit ebenso entschieden bethätigte, wie sie später der ergraute Meister der Pädagogik zu verbreiten sich bemühte. Vorbildlich bleibt schliesslich die grosse didaktische Kunst, die er beim Unterricht entfaltete dank der klaren Einsicht in das Seelenleben seiner Schüler und dank der kostbaren Gabe einer wunderbaren Anschaulichkeit seiner Ausdrucks-

weise. Unzweifelhaft steckte in Dörpfeld ein Stück von einem Dichter. Wir denken dabei nicht an das Lied vom deutschen Dreiklang (S. 495 f.), in dem er einst im Sommer 1866 die künftige Einheit Deutschlands wie ein Seher verkündet hat, sondern an den künstlerischen Tiefblick, mit dem er, der innige Freund der Natur, jede Erscheinung als Symbol des geistigen Lebens zu fassen weiss, und an den fein ausgebildeten Sinn für Schönheit und Klarheit der Form. In seiner ganzen abgeklärten, liebenswürdigen Eigenart zeigt sich Dörpfeld am schönsten in seinen Briefen, von denen eine grosse Anzahl mit geschickter Hand in seine Lebensbeschreibung eingewoben ist. Briefe wie den an den Eisenacher Freund auf S. 22 und an den Sohn, als er in Berlin studiert, auf S. 222 ff. wird jeder mit Freude und Genuss lesen. Sie eignen sich, wie überhaupt fast das ganze Buch, besonders auch zum gemeinsamen Lesen im Familienkreise. Möge darum das Buch eine recht weite Verbreitung finden, die es vollauf verdient.

Elberfeld. **A. Nebe.**

Jacques Parmentier, Professeur à la Faculté des lettres de Poitiers, Histoire de l'éducation en Angleterre. Les doctrines et les écoles depuis les origines jusqu'au commencement de XIX siècle. Paris, Perrin et Cie. 1896.

Das klar und sorgfältig geschriebene Buch zerfällt in zwei Abteilungen, deren erste die einflussreichsten pädagogischen Schriftsteller bis auf Chesterfield, deren zweite die wichtigsten englischen Schulen behandelt. Ein Anhang bringt einen Essai über den bedeutendsten pädagogischen Geschichtsforscher der Engländer, Robert Herbert Quick, der (nebenbei bemerkt) bis zu seinem Tode Mitglied der Comenius-Gesellschaft gewesen ist. Das erste Kapitel behandelt einen Spanier, der freilich längere Zeit in England gelebt hat und dem der Verfasser, welcher bei der Beurteilung desselben u. a. auf F. A. Langes Darstellung in dem vorzüglichen Artikel Vives der Schmidschen Encyklopädie sich bezieht, einen wesentlichen Einfluss auf die englischen Pädagogen zuschreibt. Der Verfasser hat es sich zu einer Hauptaufgabe gemacht, sozusagen die Genealogie der pädagogischen Ideen aufzustellen; doch geht er dabei ungeachtet seiner eigenen vorsichtigen Bemerkung auf S. 87 hier und da wohl ein wenig weit. Wenn etwa zwei Pädagogen den Wunsch aussprechen, dass Schulen in gesunden Gebäuden, wo möglich an stillen Plätzen untergebracht werden möchten, so braucht diesen Gedanken doch nicht gerade der eine vom andern entnommen zu haben. Das zweite Kapitel behandelt einen bis dahin ziemlich unbeachteten Schulmann: Sir Thomas Elyot, dessen Verdienste namentlich in der nachdrücklichen Betonung der Wichtigkeit rationeller körperlicher Erziehung bestehen. Kapitel III und IV behandeln Roger Asham und Richard Mulcaster, von denen der erstere ja als Lehrer der Königin Elisabeth, die ihn hoch schätzte, bekannt ist. Man sieht hier, dass die modernen, nach Hamilton und

anderen genannten Methoden des fremdsprachlichen Unterrichts im Grunde schon uralt sind. Mulcaster wird in Bezug auf die Grundsätze eines rationellen realistischen Unterrichtsganges als ein Vorgänger des Comenius und Ratichs hingestellt, wie im fünften Kapitel John Brinsley als ein solcher Lockes erscheint. Das sechste Kapitel behandelt einen Mann, der als Dichter und Politiker Weltruf besitzt, während er als pädagogischer Schriftsteller kaum bekannter als die vorgenannten sein dürfte: Milton. Auch muss man sagen, dass sein Brief über Erziehung mehr den Charakter einer pädagogischen Utopie trägt. Den von anderen angenommenen Einfluss des Comenius auf Milton will Parmentier nicht gelten lassen; auch ist seine eigne Ansicht eher einleuchtend, dass Milton vielmehr von Rabelais angeregt sei. Gewiss ist, dass der vom Dichter vorgeschriebene Lernstoff auf einen Pantagruelischen Geistesmagen berechnet erscheint. Auch bei Locke nimmt der Verfasser den Einfluss des grossen französischen Humoristen, noch mehr aber den Montaignes an, wie er andrerseits wieder eine bedeutende Einwirkung des berühmten englischen Denkers auf Rollin und Rousseau nachweist. Auch in Lord Chesterfields noch immer gelesenen Briefen an seinen Sohn findet Parmentier die Spuren Lockes. In dem zweiten Teil des Buches geht der Verfasser weiter zurück als im ersten. Er giebt hier in fünf Kapiteln eine übersichtliche Schilderung des englischen Schulwesens von der ältesten Zeit bis ins 18. Jahrhundert. Auf S. 239 werden die Beziehungen John Durys und William Pettys zu Comenius leider sehr flüchtig berührt. Der Anwesenheit des letzteren in England war schon S. 121 ff. bei Milton gedacht worden. — Bezeichnend ist es, dass in dem ausführlichen Quellenverzeichnis, das dem Buche beigegeben ist, weit mehr deutsche Schriften als französische, ja wenn man von den Werken der besprochenen Pädagogen selbst absieht, mehr als englische aufgeführt sind. Auch die Mitteilungen der C. G. sind dem fleissigen Verfasser nicht fremd (s. S. 126).

Einbeck. O. A. Ellissen.

Jana Amosa Komenského Orbis pictus, svět v obrazích, die Welt in Bildern, le monde en tableaux. Nezměněny otisk vydání z r. 1883 (= Unveränderter Abdruck der Ausgabe von 1883) v Praze 1896.

Die älteren Ausgaben dieses viersprachigen (lat., tschechisch, deutsch und französisch) Orbis pictus von 1846 an sind in der Übersicht über die böhm. Comeniuslitteratur seit 50 Jahren M.H. d. C.G. I. S. 84 angegeben. Dem Text ist eine kurze Lebensskizze des Comenius „nach Palacký und Zoubek“ von Voj. Lešetický vorausgeschickt (S. V—XIII). Dann folgt die Vorrede (S. XIV—XVI), unterschrieben: Königgrätz 8. August 1883, Josef Černý und Jan Korlík. Sie besteht ihrem grössten Teil nach aus einem Wiederabdruck der ursprünglichen Vorrede des Comenius. Im Hinblick auf die vorliegende Ausgabe schreiben die Herausgeber: „Die Absicht

des Comenius hätte durch einen unveränderten Abdruck des alten Textes nicht erreicht werden können. Soll der Orbis pictus wirkliches Wissen vermitteln und dazu in solchem Umfang, dass nichts wesentliches fehlt, so darf man die Wandelungen nicht unberücksichtigt lassen, die sich im Lauf von mehr als 2 Jahrhunderten auf allen Gebieten des menschlichen Wissens vollzogen haben". Die Herausgeber haben sich deshalb nicht darauf beschränkt, das Werk mit neuen Bildern auszustatten und die Sprache zu modernisieren, sondern die Reihenfolge der Abschnitte und unzählige Einzelheiten im Text mussten den heutigen Anschauungen entsprechend verändert, vieles andere, wie die Erwähnung der Eisenbahnen, Dampfschiffe u. dergl., musste hinzugefügt werden. Wir haben es hier also nicht mit einer im geschichtlichen Interesse veranstalteten Ausgabe des ursprünglichen Orbis pictus zu thun, sondern mit einem für den praktischen Gebrauch bestimmten Lehrbuch. Wenn auch gewiss die Grundsätze, nach denen der Orbis pictus gearbeitet ist, von epochemachender Bedeutung waren und auch heute noch als die richtigen gelten, so ist es doch fraglich, ob dieses Buch selbst noch heute als Lehrbuch empfohlen werden kann. Es ist in seiner Anlage für unsere heutigen Bedürfnisse viel zu umfassend und darum viel zu wenig ins einzelne gehend; es bietet für jede Altersstufe teils zu viel, teils zu wenig. Schon die kleinen schwarzen Bilder des Orbis pictus halten den Vergleich nicht aus mit den vorzüglichen bunten Bilderbüchern, die unseren Kindern heute zu Gebote stehen. Und wer wird heute an der Hand des Orbis pictus Französisch lernen, da wir viel bessere, im Grunde nach demselben Prinzip gearbeitete Konversationsbücher und „Methoden" besitzen. Die Thatsache, dass erst nach 13 Jahren ein neuer Abdruck dieses Werkes nötig wurde, deutet doch wohl auch darauf hin, dass es trotz der von den Herausgebern darauf verwandten Mühe nicht mehr ganz den Bedürfnissen unserer Zeit entspricht.

J. Müller.

Litteraturbericht.

Die neue Ausgabe der Physik (Naturkunde) des Comenius, welche Herr Direktor Dr. **Reber** in Aschaffenburg besorgt hat (Joh. A. Comenii Physicae ad lumen divinum reformatae Synopsis etc. cum versione Germanica edita et notis illustrata a Dr. Josepho Reber. Gissae, Sumptibus Emilii Roth 1896) hat bereits eine Reihe freundlicher Besprechungen und Anzeigen (s. Beilage zur Allg. Zeitung Nr. 114 von 1896 von S. Günther) gefunden. Nachdem die uns von sach-

verständiger Seite seit Monaten zugesagte Besprechung trotz wiederholten Ersuchens nicht zugegangen ist, haben wir uns entschliessen müssen, die Sache in andere Hände zu legen und hoffen nun, im nächsten Heft auf das Buch zurückzukommen. K.

An vielen Orten sind die Mitglieder und Freunde unserer Gesellschaft an der Arbeit, um den Ideen des Comenius, sei es durch besondere Schriften, durch Aufsätze oder durch neue Ausgaben seiner Werke Eingang zu verschaffen. Vieles ist bereits erschienen, vieles andere ist in Vorbereitung. Aus Saros-Patak schrieb uns vor einiger Zeit Herr Seminar-Direktor **Ludwig Dezsö** (D.M. der C.G.), dass er eine ungarische Übersetzung der „Grossen Unterrichtslehre“ angefertigt hat und dass der Druck des Buches bereits ziemlich weit vorgeschritten ist. Vor kurzem ist das Buch erschienen, und es ist zu erwarten, dass es den Anknüpfungspunkt für weitere Arbeiten in ungarischer Sprache bilden wird. Man wird sich dort erinnern, dass Comenius einst dem Volke der Ungarn nah gestanden hat. K.

In der Educational Review (Nov. 1896) weist Prof. **Will. S. Monroe** die von Mather aufgestellte Behauptung, dass Comenius zum Präsidenten des Harvard-College in Amerika ausersehen gewesen und berufen worden sei, als unhaltbar zurück. M.

In den deutsch-evangelischen Blättern (Heft 12) finden wir einen vortrefflichen Aufsatz von **J. Jüngst** über Phil. Jak. Speners Bedeutung für die Entwicklung der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland. Der Verfasser sieht ab von der wichtigsten Wirksamkeit Speners, die ja auf dem Gebiete der Theologie und Religion liegt, und betrachtet seinen Einfluss unter einem allgemeineren Gesichtspunkt. Zu diesem Zweck schildert er zunächst den Durchschnittsstand des damaligen Wissenschaftsbetriebes, der ganz in den Fesseln und im Dienste einer Theologie lag, die völlig im mittelalterlichen Scholastizismus befangen war. Die enge Verbindung zwischen der Theologie und der aristotelischen Philosophie, die damals wieder bestand, beherrschte das ganze Universitätsleben. Die wenigen freien Geister, die sich von diesen Banden frei gemacht hatten, standen ausserhalb der Universitäten. Spener griff nun die feste Position des Aristotelismus in ihrer eigentlichen Stärke an, indem er eine völlige religiöse und theologische Interessenverschiebung herbeiführte. „Indem er so für die Theologie das Joch des Aristoteles abwarf, befreiten sich auch die andern Wissenschaften von dem dogmatischen Druck, den die Theologie und die Philosophie zur scholastischen Zeit gemeinsam auf das gesamte Denken ausgeübt hatten.“ Er hat für die Ideen der modernen Geistesbildung auf den Universitäten erst Luft geschafft. M.

Zur Feier des 400jährigen Geburtstages von Melanchthon hat **A. Nebe** eine kurze, populär gehaltene Biographie dieses Mannes

erscheinen lassen (Sammlung pädagogischer Vorträge, hrsg. v. Meyer-Markau IX, 7, Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands, von Dr. A. Nebe. Bielefeld, Helmich. 0,75 M.). Der Verfasser betont zunächst die wichtige Thatsache, dass es durch die Persönlichkeit und Wirksamkeit Melanchthons gelang, die Früchte, welche die grosse geistige Bewegung des Humanismus zeitigte, zum Nutzen und im Dienste der Reformation zu verwenden. Im Weiteren schildert er dann vor allem die Bedeutung des grossen Gelehrten als Pädagoge; seine pädagogische Theorie, die sich um die beiden Hauptpunkte, Rückkehr zu den Quellen und Erkenntnis Christi, gruppiert, und seine praktische Thätigkeit auf pädagogischem Gebiet, die er mit unermüdlichem Eifer und staunenswertem Fleisse in seiner Haus- und Privatschule, bei Kirchen- und Schulvisitationen, bei Organisation von höheren und niederen Schulen und in seinem akademischen Amte ausübt. — Es ist erfreulich, dass unter der grossen Fülle von Lebensbeschreibungen Melanchthons, die zum 16. Februar 1897 angekündigt sind (bis jetzt sind allerdings fast ausschliesslich popularisierende Darstellungen bekannt geworden), auch ein Vertreter der Hochschule Halle-Wittenberg auf dem Plan erschienen ist, nämlich kein geringerer als der greise Willibald Beyschlag. Die Schrift ist im Verlage von Paul Waetzel in Freiburg i. Br. erschienen und wird zum Preis von 1 M. in den Handel kommen. Wir hoffen, später eine Anzeige davon bringen zu können. K. u. M.

Die bedeutende Einwirkung, welche Pestalozzi auf die Neugestaltung des preussischen Volksschulwesens ausgeübt hat, führt **Br. Gebhardt** in seiner Schrift „Die Einführung der Pestalozzischen Methode in Preussen“ (Berlin 1896. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. H. Heyfelder) vor. Auf grund eines reichen urkundlichen Materials, das er teilweise abdruckt, schildert er, wie schon Ende des vorigen Jahrhunderts von Preussen aus mit dem grossen Pädagogen angeknüpft wurde. Bei der Neuorganisation des gesamten Staatswesens waren es dann vor allem Süvern und Nicolovius, die für die Reform und Ausgestaltung des Volksschulwesens eifrig thätig waren und durch Sendung von jungen Leuten nach Ifferten, sowie durch Berufung von Zeller als Organisator das Werk durchführten.

Wir weisen auf eine Publikation **Weniger's** in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte N. f. 10. 1 u. 2 S. 245 ff. hin, die die Einführung der Methode Wolfgang Ratichs an dem Gymnasium in Weimar 1618—1650 behandelt. Erläuterungen sollen im nächsten Jahrgange der Zeitschrift folgen.

Im 25. Jahresberichte des Kaiser Franz Josefs-Staats-Gymnasiums zu Freistadt in Oberösterreich veröffentlicht der k. k. Professor **Josef Jäkel** eine Abhandlung „Zur Frage über die Entstehung der Täufergemeinden in Oberösterreich“ (Freistadt 1895). Die „Täufer“ in Oberösterreich (Linz, Steyer, Freistadt, Gallneukirchen u. s. w.)

haben es nie zu dauernder Gemeindebildung gebracht, haben keine bedeutenden Wortführer unter sich besessen, und sind der Verfolgung meist sehr rasch zum Opfer gefallen. Es lässt sich aus den Aussagen der Gefangenen wenig sicheres über ihre Lehre feststellen, offenbar aber ist die Übung der Spättaufe hier durch Hans Hut begonnen worden. Jäkel führt aus, dass ein Beweis für die Abstammung der um 1527 hingerichteten und ausgerotteten „Täufer" mit den oberösterreichischen „Waldesiern" nicht erbracht sei; vielmehr bezeugten diese Täufer selbst ihren Zusammenhang mit den nürnbergischen und augsburgischen Täufern, vor allem mit Hut. „Wie Hut etwas mit den Waldesiern gemein habe, müsste erst gezeigt werden" (S. 36). Man kann den Ausführungen Jäkels, soweit es sich um diese Punkte handelt, nur beistimmen. **K.**

Zwei kürzlich erschienene Publikationen zur Geschichte des Täufertums in Bayern sind zu verzeichnen. **Chr. Meyer** teilt in der Zeitschr. f. Kirchengesch. XVII, 1. 2. mit: „Aigentliche beschreibung der handlungen, so sich mit den widerteufern zu Augspurg zugetragen und verlaufen hat, wie volgt, aus den Jahren 1527 u. 28". Der unbekannte Verfasser urteilt bemerkenswert unparteiisch über die Täufer, die „nichts thäten dann das Evangelium lehren, redeten davon und unterwiesen einander im Wort Gottes. Es zog sich all ihr Ding auf fast grosse Hilf, dass jedermann dem andern thon solt aus brüderlicher Liebe. Und wo nit zu besorgen gewesen, dass ander Ding dahinter gesteckt, so möchte bei dem gemeinen Mann nicht anders gedacht sein, die Sach wäre ganz gut und recht". Wir erfahren die Namen der Führer und der hervorragenden Bekenner, unter denen die Zunftmeister der Höcker und der Zimmerleute waren, und näheres über den Tod des Hans Hut und des Eitel Hans Langemantel.

Das Protokoll über das Verhör eines andern sog. Wiedertäufers, Georg Wagner von Emering, der 1527 in München verbrannt wurde, macht **G. Müller** in den Beiträgen zur bayer. Kirchengeschichte 2. Bd. Heft 6 bekannt. Wagner glaubte nicht, dass ein Priester Sünden vergeben könne, dass Gott im Sakrament des Altars sei, die Hostie sei nichts anderes als ein Brot, dass die Taufe von Gott eingesetzt sei, auch nicht zur Seligkeit nötig und dienlich. Er war zu seiner Überzeugung gekommen, während er Angestellter des Klosters Fürstenfelde war, und hatte sie unter Nachbarn und Freunden verbreitet. Als er sich aber weigerte, sein Kind taufen zu lassen, war er von dort vertrieben worden. **M.**

Aus dem fünften Zehnt der Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins, das die Geschichte der Hugenotten-Kolonien in Lippe, Wesel, Hildburghausen und Frankfurt a. O. behandelt, heben wir besonders Heft 2—4 hervor, in welchem **Cuno** die Geschichte der wallonisch- und französisch-reformierten Gemeinde zu Wesel er-

zählt. Die Ereignisse in dieser Gemeinde, die seit 1544 bestand, sind charakteristisch für die Geschichte der Gegensätze zwischen den verschiedenen Konfessionen; unter den zuerst eingewanderten Wallonen fanden sich anabaptistische Elemente. **M.**

Im siebzehnten Jahrgang des Jahrbuches der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich setzt **Th. Unger** seine Arbeit über eine Wiedertäufer-Handschrift des XVII. Jahrhunderts fort. Er druckt je ein Täuferlied ab, das sich auf Hinrichtungen in der Schweiz, in Steiermark und in Tirol bezieht. Aus dem Inhalte desselben Jahrganges erwähnen wir ferner die Abhandlung von **H. Becker,** der auf die engen Beziehungen hinweist, die zwischen Zerbst und den böhmischen Protestanten am Ende des XVI. Jahrhunderts bestanden. Er behandelt die Ordinationen böhmischer Pastoren, die von 1583—1609 in Anhalt stattfanden. **M.**

Im Litterar. Zentralblatt Nr. 1 finden wir die Besprechung eines Werkes, das „uns in die Geburtszeiten der Reformation einführt und uns die Bemühungen vor Augen stellt, mit denen die Väter der Kirchenverbesserung die evangelische Kirche in gottesdienstlicher Hinsicht von der des Mittelalters und ihren hierachischen Missbildungen los zu lösen sich bemüht haben“: **Julius Smend,** die evangelischen deutschen Messen bis zu Luthers deutscher Messe. Göttingen 1896.

Aus dem VI. Jahrgange der Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte erwähnen wir besonders Heft 1, das Pestalozzi gewidmet ist. Seyffarth giebt in ihm die Publikation einiger Stellen eines Manuskriptes von Pestalozzi, die seine Gedanken über die Idee der Elementarbildung und über seine Erziehungsversuche betreffen; Israel veröffentlicht Aufzeichnungen von Karl Julius Blochmann über die Feier des 67. Geburtstages Pestalozzis; und endlich folgen umfangreiche Ergänzungen zu A. Israels Pestalozzi-Bibliographie von Aron und Israel.

Aus dem IV. Bande der Zeitschrift für Kulturgeschichte, auf die wir unsere Leser hinweisen, da sie manchen wichtigen Beitrag auch zur Geistesgeschichte bringt, heben wir einen Aufsatz von **Bömer** hervor. Derselbe behandelt die Beziehungen der deutschen Humanisten zum weiblichen Geschlecht und entrollt ein wenig anmutendes Bild von der Freiheit der Sitten und Anschauungen, die in der Renaissancezeit wie überhaupt, so auch unter den deutschen Gelehrten geherrscht hat. **M.**

Nachrichten.

In einem Referat auf der Darmstädter Generalversammlung des evangelischen Bundes „Protestantismus und Volksschule" (Deutsch-evangelische Blätter, 21. Jahrg. Heft X) tritt **Beyschlag** mit Nachdruck für konfessionellen Religionsunterricht in der Schule und für die Schulobrigkeit des Staates ein. Wir wollen nur einen Punkt aus dem Vortrage herausgreifen, den es wohl richtig ist, öfter einmal zu betonen; das ist die Thatsache, dass die Volksschule eine Schöpfung des Protestantismus ist, aber nicht der evangelischen Kirche. Während die mittelalterliche Kirche so gut wie gar nichts für die Unterweisung der Jugend geleistet hatte, schaffte die Reformation hier allerdings im Grossen Wandel. Man braucht neben Luther nur die Namen Melanchthon, Brenz, Bugenhagen zu nennen, um sich zu erinnern, wie gross die Verdienste sind, die sich die Reformatoren um das deutsche Schulwesen erworben haben. „Aber ihr Eifer galt der Gelehrten-, der Lateinschule; an eine Elementarschule auf deutscher Grundlage ward nicht gedacht, und die hier und da bestehenden deutschen Bürgerschulen wurden wenig geachtet." Selbst Luther hat den Gedanken einer Volksschule noch nicht gefasst. Seinen Kleinen Katechismus, der später das wichtigste Lehrmittel für sie wurde, hat er für die Unterweisung in Haus, Familie und Gemeinde, nicht für eine Schule geschrieben. Die kümmerlichen Anfänge eines Volksunterrichts, der sich daraus entwickelte, dass dieser Katechismus den Kindern von den Küstern eingebläut wurde, gingen bald in den Kriegswirren unter. Aber gleichzeitig tauchten neue Ideen auf, die nicht nur Forderungen blieben, sondern auch Männer fanden, die sie in die Wirklichkeit umsetzten. Die edle Gestalt des Amos Comenius ist es, von deren Wirksamkeit das neue Leben auf diesem Gebiete seinen Ausgang genommen hat. Beyschlag wird den Zielen und Gedanken, der Bedeutung dieses Mannes mit wenigen, aber treffenden Worten gerecht. Er schildert sie und schliesst: „Die ganze neue Pädagogik, das ganze deutsch-christliche Volksschulideal keimt in diesen Ideen des Comenius". Ihm folgen Spener und Francke, Rochow und Pestalozzi; und vor allem der protestantische Staat leiht den Bestrebungen dieser Männer seinen mächtigen Arm, ohne den auch diese Einzelnen nur wenig vermocht hätten. Die deutsche Volksschule, einer der Grundpfeiler unseres nationalen Lebens, erwuchs auf dem Boden geistiger Freiheit und Fortschritts, den die Reformation bereitet hatte, aber sie ist kein Werk der amtlichen evangelischen Kirche. **M.**

Unter dem Titel: „Reformation und Täufertum in ihrem Verhältnis zum christlichen Prinzip" veröffentlicht **D. H. Lüdemann,**

Professor der Theologie an der Universität Bern (Verlag von W. Kaiser, Bern 1896), eine Schrift, die sich im Wesentlichen gegen die von mir vertretene Auffassung der Reformationsgeschichte richtet. Es ist an sich ja nur erwünscht, wenn die hier in Betracht kommenden wichtigen grundsätzlichen Fragen von allen Seiten her (Lüdemann vertritt den Standpunkt des Protestanten-Vereins, in dessen Dienst er früher als Reiseprediger gestanden hat) beleuchtet und erörtert werden. Indessen kann eine solche Erörterung doch nur dann fruchtbringend wirken, wenn der Verfasser neue Gesichtspunkte beibringt und die ohnehin schwierigen Fragen in sachlicher Art behandelt. In beiden Beziehungen erfüllt Lüdemanns Schrift die Erwartungen nicht, die man an eine solche Arbeit stellen muss. Insbesondere weist die Schrift eine solche Ungehörigkeit des Tones sowohl in der Beurteilung der geschichtlichen Richtungen, die er bekämpft, wie der lebenden Personen, deren Arbeiten er bespricht, auf, dass dadurch eine ernste Zurückweisung erforderlich wird. Wir werden uns, so unerfreulich eine solche Arbeit auch ist, der Aufgabe nicht entziehen können, die sich daraus ergiebt. Vielleicht, dass aus dieser Polemik dann doch auch ein sachlicher Gewinn für den Fortschritt unserer wissenschaftlichen Erkenntnis erwächst. Nur auf einen Punkt will ich schon hier den Finger legen. Lüdemann behauptet in Übereinstimmung mit Albrecht Ritschl und seiner Schule, dass die Richtungen, die ich als altevangelische bezeichnet habe — ich fasse darunter Waldenser, Täufer und gewisse Richtungen der nachmals sog. Reformierten (z. B. am Niederrhein) zusammen — nur „angeblich" evangelisch, in Wahrheit aber katholisch gerichtet seien; wahrhaft evangelisch sei nur der Glaube, wie ihn Luther zuerst verkündet und formuliert habe. Darauf will ich nur Folgendes bemerken: In den Kämpfen der Gegenreformation des 16. und 17. Jahrhunderts lässt sich die Beobachtung machen, dass die römische Curie und die Gesellschaft Jesu die Reformierten und die Täufer als die am wenigsten katholisch gesinnten und am weitesten von der katholischen Kirche getrennten Religionsgemeinschaften betrachteten und dass der Clerus überall die Hülfe der Lutheraner zur Niederwerfung gerade dieser Gegner zu gewinnen suchte und vielfach auch wirklich gewann. „Die rechten Lutherischen", schrieb am 7. Februar 1614 Magdalena von Baiern, die Gemahlin des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm an den Erzbischof von Köln, „sind immer den Katholiken geneigter als den Calvinisten."[1]). So erklärt sich auch die Thatsache, dass im 16. und 17. Jahrhundert lutherische Gegenden, welche unter die Herrschaft der Jesuiten kamen, der Bekehrung weit eher zugänglich waren als reformierte Länder und dass oft Geistliche und Laien den Versuchen der Jesuiten auf halbem Wege entgegenkamen, jedenfalls aber überall, wo sie konnten (nicht bloss auf den Schlachtfeldern Böhmens unter Führung Kursachsens und unter Mitwirkung des lutherischen Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt) mit den Jesuiten wider die Reformierten und die „Wiedertäufer" gemeinsame Sache machten. Hier könnte man vielleicht sagen: ja, das war im 16. und

[1]) Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein Bd. III (1895) S. 222.

17. Jahrhundert, in unseren Zeiten aber ist das ganz anders. Es ist anders insoweit, als der Geist der Reformierten (ich erinnere an Schleiermacher) allmählich auch innerhalb lutherischer Kreise hier und da Fuss gefasst hat. Aber es giebt doch zu denken, dass auch in unserem Jahrhundert die strengsten lutherischen Gegenden Deutschlands (ich erinnere an Mecklenburg und Hannover) noch immer die meisten Convertiten im ganzen Reiche stellen und dass überall dort die meisten Kinder aus Mischehen den Katholiken zugeführt werden, wo die lutherische Kirche herrscht.[1])

Es ist nicht ohne Interesse, dass Luther selbst sein ganzes Leben hindurch „Sakramentierer“ und „Schwärmer“ auf eine Linie gestellt hat. Aus der Überzeugung, dass seine Lehre völlig von der der Reformierten verschieden sei, ging seine Erklärung bei dem Gespräch zu Marburg hervor: „Ihr habt einen anderen Geist als wir“. Welcher Art dieser Geist nach seiner Überzeugung war, darüber hat er sich sehr bestimmt ausgesprochen. Zwingli sei nach dem Marburger Colloquium, sagt Luther[2]), ärger geworden denn vorher . . . . . „Darum werde ich gezwungen, keines Schwärmers, er heisse Stenkfeld, Zwingel, Oecolampad, Carlstadt oder wer sie sind die Schwärmer, Brodfresser und Weinsäufer, das ist Christi Lästerer und Feinde, Gemeinschaft anzunehmen, sondern muss weder ihre Briefe, Bücher, Gruss, Segen, Schrift, Namen noch Gedächtnis in meinem Herzen wissen, auch weder sehen noch hören.“ **Keller.**

Die bisher veröffentlichten Kritiken über die in den M.H. der C.G. 1895 erschienene Arbeit Kellers „Comenius und die Akademie der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts“ (unter dem Titel: Vorträge und Aufsätze aus der C. G. 3. Jahrgang, 1. und 2. Stück, auch besonders erschienen in R. Gaertners Verlag, Hermann Heyfelder, Berlin SW., Preis Mk. 1.50) erkennen an (vgl. Theologische Lit.-Ztg. Nr. 6 von 1896, Sp. 164—166; Lit.-Centralblatt 1896 Nr. 31, Sp. 1100—1101), dass diese Forschungen einen Gewinn für die richtigere Erkenntnis einer eigentümlichen Erscheinung im geistigen und gesellschaftlichen Leben des 17. Jahrhunderts ergeben haben, auch wird als erwiesen betrachtet, dass jene Gesellschaften als Vorläufer des Freimaurerordens und der Königlichen Gesellschaften der Wissenschaften anzusehen sind. Um so auffallender ist es, dass sich bis jetzt nur die Theologen und Philosophen, aber nicht die Historiker und Germanisten mit den Ergebnissen dieser Untersuchungen auseinandergesetzt haben. Bei dem hervorragenden Anteil, den

---

[1]) Während der Jahre 1878—1888 hat es in Österreich (ausser Ungarn und der transleithanischen Reichshälfte) unter Evangelischen und Katholischen natürlich zahlreiche Mischehen gegeben. (Im Ganzen hatte die ref. Kirche 20,24 %, die lutherische 26,44 % gemischte Ehen.) In demselben Zeitraume wurden in den genannten Mischehen Reverse zu Gunsten völlig röm.-kathol. Kindererziehung gegeben: In der böhm.-ref. Diöcese 6,32 %, in der mähr.-ref. 3,42 %, in der böhm.-luther. 33,92 %, in der Wiener ref. 18,37 %, in der Wiener luther. 31,6 %, in der oberösterr.-luther. 18,18 % u. s. w. — Im Ganzen hatte die ref. Kirche in Österreich 5,61, die luther. Kirche 18,69 % Reverse zu verzeichnen.

[2]) Walch, Opp. Lutheri XX, 2209.

mächtige Fürsten (z. B. der Grosse Kurfürst u. A.) an den Bestrebungen der älteren freien „Akademien und Sozietäten“ genommen haben, hätten die Historiker, auch wenn sie den Begriff „Geschichte“ lediglich im Sinne der „politischen Geschichte“ gelten lassen, ebenso alle Veranlassung, diesen Fragen näher zu treten, wie die Germanisten, die für die Geschichte der deutschen Litteratur wichtige neue Ergebnisse aus diesen Forschungen gewinnen könnten. Der stille Einfluss der sog. „deutschen Sprachgesellschaften“ ist einst ein sehr grosser gewesen; aber die Vertreter der damaligen Wissenschaft an deutschen Hochschulen wussten gar nichts mit ihnen anzufangen und beehrten sie mit grosser Geringschätzung. Das hat zwar die emsige und fruchtbare Arbeit der „Brüder“ jener Sozietäten nicht gehindert; aber es scheint doch, dass die Nachfolger jener Vertreter sich noch immer unter den Nachwirkungen jener Auffassungen befinden.

Der erste aus dem Hause der Hohenzollern, der als Mitglied der Akademie des Palmbaums nachweisbar ist, ist der Bruder des Kurfürsten Joachim Friedrich und der Sohn des Kurfürsten Johann Georg, **Markgraf Christian,** geb. am 30. Januar 1581. Er bekam 1603 das Markgrafentum Bayreuth, heiratete am 29. April 1604 die Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preussen und starb am 30. Mai 1655. Christian befand sich gleichzeitig mit den Fürsten August und Ludwig von Anhalt in Florenz (um 1600), wo damals auch Herzog Johann Friedrich von Württemberg, Pfalzgraf August von Neuburg und die Brüder Christoph und Achatius von Dohna sich aufhielten. Die Fürsten von Anhalt waren bereits in Italien Mitglieder einer Akademie geworden, und es ist sehr wohl möglich, dass dasselbe auch bei anderen Angehörigen dieses Kreises der Fall war; jedenfalls trat auch Christoph von Dohna (1583 bis 1637) schon sehr frühzeitig der Akademie des Palmbaums bei.

Es ist in diesen Blättern (M.H. 1896 S. 118) darauf hingewiesen worden, wie dankbar eine Darstellung des Lebens des Grafen Christoph von Dohna und seines Oheims Fabian wäre. Einen kleinen Einblick in die reichen Schätze, die dafür im Dohna'schen Familienarchiv in Schlobitten ruhen, gewährt ein Aufsatz von A. Chroust in den Forsch. z. brandenb. preuss. Gesch. IX, 18. Chroust berichtet über die Briefe, die aus fünf Jahrzehnten um den Anfang des 17. Jahrhunderts stammen. Damals waren von 6 Söhnen des Hauses Dohna vier ausserhalb Preussens in fremden Diensten, in den mannigfachsten Beziehungen und Verbindungen, und der rege Briefwechsel „der Brüder unter sich, mit ihren fürstlichen Herren, ihren Amts- und Standesgenossen, ihren Verwandten, Freunden und Untergebenen“ ist noch als eine reiche Fundgrube für den Historiker vorhanden. „Kaum ein berühmter Name, dessen Träger in Kirche, Staat oder Wissenschaft zwischen 1580 und 1620 gewirkt hat, der nicht mit seiner Handschrift in dem ostpreussischen Schloss vertreten wäre.“ Chroust veröffentlicht in seinem Aufsatze einige Aktenstücke zur Ebenbürtigkeit des litauischen Fürstengeschlechts der Radziwill und zur Geschichte der Einführung des reformierten Bekenntnisses in Brandenburg, an der Markgraf

Ernst von Brandenburg, der vorher Statthalter in den jülichschen Landen gewesen war, grossen Anteil genommen zu haben scheint. **M.**

Der Priester Alfred Ricci, Benefiziat an der Kathedrale von Narni, ein namhafter geistlicher Redner, hat bei seinem kürzlich erfolgten Übertritt zur altkatholischen Kirche Italiens einen Absagebrief an seinen bisherigen Bischof Boccanera geschrieben, der nach dem „Labaro" folgende Stelle enthält: „Ich erhebe meine Stimme desto freier, weil ich schon zur unaussprechlichen Stärkung meiner Seele verschiedene treffliche Männer sehe, die, erfüllt von italienischer Gesinnung, zur Zeit das undankbare Schweigen gebrochen haben, sich schaarend unter das von Heinrich Campello erhobene Banner der katholischen Reform und sich anstrengend, die Gedanken eines Claudius von Turin, eines Arnold (von Brescia), eines Savonarola, eines Marsilius und anderer unserer ausgezeichneten Reformatoren zu erneuern in der Versöhnung des Glaubens mit dem Wissen, der Überlieferung mit dem Fortschritt, der Religion mit dem Vaterlande". — Es ist erfreulich, dass die Zahl der Männer sich mehrt, die in Arnold von Brescia, Marsilius von Padua u. A. nicht „verderbliche Ketzer", sondern „ausgezeichnete Reformatoren" sehen.

Comenius und das Perpetuum mobile. Wir haben in den M.H. der C.G. 1895 S. 48 darauf hingewiesen, dass Joh. Rist (1607—1667), der Stifter des „Schwanen-Ordens an der Elbe", eine Handschrift des „weltberühmten Comenius" besass, die „über das immerbewegliche Treibwerk durch 3 Kugeln ungleicher Grössen" handelte. — Man wolle mit dieser Notiz vergleichen, was wir M.H. 1896 S. 245 mitgeteilt haben. Danach befand sich die Handschrift des Comenius im Jahre 1642 im Besitz von Samuel Hartlieb. Des Comenius Freund, Joachim Hübner, hatte schon im Jahre 1640 von den bezüglichen Arbeiten des Comenius Kenntnis. Wo mögen die Papiere Rists, der bis an seinen Tod Pastor in Wedel bei Altona war, geblieben sein? — Es beweist übrigens diese Beschäftigung des Comenius, dass er zu den Kreisen der sog. Alchymisten nähere Beziehungen besessen haben muss, als bis dahin bekannt ist, denn gerade in den Laboratorien der Alchymisten beschäftigte man sich seit einem Jahrhundert und länger ständig auch mit der Frage des Perpetuum mobile.

Die neuere Litteratur über **Jacob Böhme** scheint, wie wir aus Anfragen an uns sehen, ziemlich unbekannt zu sein. Wir verweisen deshalb auf folgende Schriften: Hamberger, Die Lehre des deutschen Philosophen J. B. (München 1844); H. A. Fechner, J. B. und seine Schriften (Görlitz 1857); Peip, J. B., der deutsche Philosoph (Leipzig 1860); Harless, J. B. und die Alchymisten (Berlin 1870); Martensen, J. B., theosophische Studien (deutsch, Leipzig 1882); Claassen, J. B., sein Leben etc. (mit Auszügen aus seinen Schriften, Stuttg. 1885), 3 Bde. — Eine kleinere, für weitere Kreise bestimmte Lebensbeschreibung wäre ein Bedürfnis und würde gewiss viele Freunde finden.

Buchdruckerei von Johannes Bredt, Münster i. W.

Die Comenius-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung

ist am 10. Oktober 1891 in Berlin gestiftet worden.

Mitgliederzahl 1896: 1200 Personen und Körperschaften.

Gesellschaftsschriften:

1. **Die Monatshefte der C. G.** Deutsche Zeitschrift zur Pflege der Wissenschaft im Geist des Comenius. Herausgegeben von Ludwig Keller.
   Band 1—5 (1892—1896) liegen vor.
2. **Comenius-Blätter für Volkserziehung.** Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft. Der erste bis vierte Jahrgang (1893—1896) liegen vor.
3. **Vorträge und Aufsätze aus der C. G.** Zwanglose Hefte zur Ergänzung der M.H. der C.G.

Der Gesamtumfang der Gesellschaftsschriften beträgt 30—32 Bogen Lex. 8°.

Bedingungen der Mitgliedschaft:

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M.; 6 fl. österr. W.) erhalten alle Schriften. Durch einmalige Zahlung von 100 M. werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (Jahresbeitrag 5 M.; 3 fl. österr. W.) erhalten nur die Monatshefte; Teilnehmerrechte können an Körperschaften nur ausnahmsweise verliehen werden.
3. Die **Abteilungsmitglieder** (Jahresbeitrag 3 M.) erhalten nur die Comenius-Blätter für Volkserziehung.

Anmeldungen

sind zu richten an die Geschäftstelle der C.G., Berlin W.-Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Der Gesamtvorstand der C.G.

Vorsitzender:

Dr. **Ludwig Keller,** Archiv-Rat und Geheimer Staatsarchivar, in Berlin W.-Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloss Amtitz (Kreis Guben).

General-Sekretär:

Dr. **Ludwig Mollwo,** Berlin W., Tauenzienstr. 22.

Mitglieder:

Beeger, Lehrer u. Direktor der Comenius-Stiftung, Nieder-Poyritz bei Dresden. Dr. **Borgius,** Ep., Konsistorial-Rat, Posen. Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. **Höpfner,** Göttingen. Prof. Dr. **Hohlfeld,** Dresden. **M. Jablonski,** Berlin. **Israel,** Schul-Rat, Zschopau. D. Dr. **Kleinert,** Prof. und Oberkonsistorial-Rat, Berlin. **W. J. Leendertz,** Prediger, Amsterdam. Prof. Dr. **Markgraf,** Stadt-Bibliothekar, Breslau. D. Dr. **G. Loesche,** k. k. ordentl. Professor, Wien. **Jos. Th. Müller,** Diakonus, Gnadenfeld. Prof. Dr. **Nesemann,** Lissa (Posen). Univ.-Prof. Dr. **Nippold,** Jena. Prof. Dr. **Novák,** Prag. Dr. **Pappenheim,** Prof., Berlin. Dr. **Otto Pfleiderer,** Prof. an der Universität Berlin. Direktor Dr. **Reber,** Aschaffenburg. Dr. **Rein,** Prof. an der Universität Jena. Univ.-Prof. Dr. **Rogge,** Amsterdam. **Sander,** Schulrat, Bremen. Dr. **Schneider,** Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat u. vortragender Rat im Kultusministerium, Berlin. Dr. **Schwalbe,** Realgymn.-Direktor und Stadtverordneter, Berlin. Hofrat Prof. Dr. **B. Suphan,** Weimar. Dr. **Th. Toeche-Mittler,** Hofbuchhändler, Berlin. Dr. **Waetzoldt,** Reg.- und Schulrat in Magdeburg. **Weydmann,** Prediger, Crefeld.

Stellvertretende Mitglieder:

Dr. **Th. Arndt,** Prediger an S. Petri, Berlin. Lehrer **R. Aron,** Berlin. **Wilh. Bötticher,** Prof., Hagen i. W. **Phil. Brand,** Bankdirektor, Mainz. **H. Fechner,** Professor, Berlin. Geh. Regierungs-Rat **Gerhardt,** Berlin. Gymnasial-Direktor Dr. **Heussner,** Kassel. Dr. **Hermann v. Jireček,** k. k. Ministerial-Rat, Prag. Stadtschulinspektor Dr. **Jonas,** Berlin. **Launhardt,** Geh. Regierungs-Rat und Prof., Hannover. Pfarrer **K. Mämpel,** Seebach bei Eisenach. Univ.-Prof. Dr. **Natorp,** Marburg a./L. Bibliothekar Dr. **Nörrenberg,** Kiel. Archiv-Rat Dr. **Prümers,** Staatsarchivar, Posen. Rektor **Rissmann,** Berlin. Univ.-Prof. Dr. **H. Suchier,** Halle a. S. Landtags-Abgeordneter **von Schenckendorff,** Görlitz. **Slaměník,** Bürgerschul-Direktor, Prerau. Univ.-Professor Dr. **von Thudichum,** Tübingen. Univ.-Prof. Dr. **Uphues,** Halle a. S. Freiherr **Hans von Wolzogen,** Bayreuth. Prof. Dr. **Zimmer,** Herborn.

Schatzmeister: **Bankhaus Molenaar & Co.,** Berlin C 2, Burgstrasse.

Buchdruckerei von Johannes Bredt, Münster i. W.